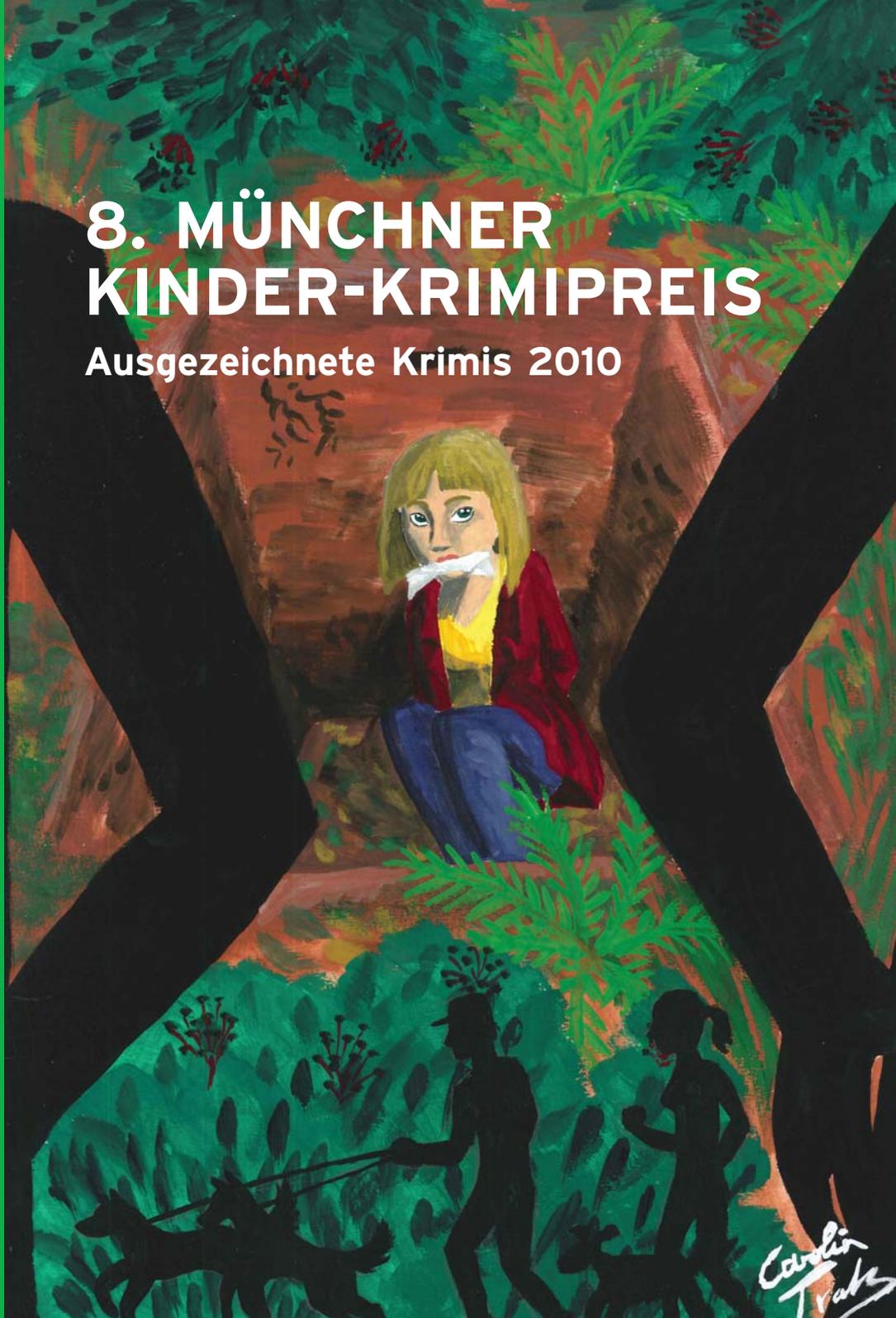


8. MÜNCHNER KINDER-KRIMIPREIS

Ausgezeichnete Krimis 2010



Carolin
Trabs

VERANSTALTER:



Kulturreferat

DER KINDER-KRIMIPREIS MÜNCHEN WIRD UNTERSTÜTZT VON:



8. MÜNCHNER KINDER-KRIMIPREIS Ausgezeichnete Krimis 2010

Vorwort der Schirmherrin	2
Antonia Allingham: Flugstaffel 111 in Not	3
Sonia Lorena Pineda: Gefesselt	7
Hendrik Schmidt: Diebstahl im Hort	13
Eva Haußner: Was schreibe ich bloß?	17
Alina Rothmeier: Nachts sind alle Gangster grau	23
Xenia Valeth: Mundverbot	31
Paul Niemeier: Nachtwächter mit Geschmack	41
Christo Bairamides, Erica La’Rocca, Korbinian Jürgens, Stefan Steiner: Der Mord im Großstadt-Dschungel. Die vier Gardinischüler für alle Fälle: Korbinian, Erica, Christo und der Anführer Stefan	47
Marie Haußleiter: Die Make-up-Katze	51
Vera Karlbauer: Ein wohlverdienter Urlaub	55

Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Krimi-Fans,

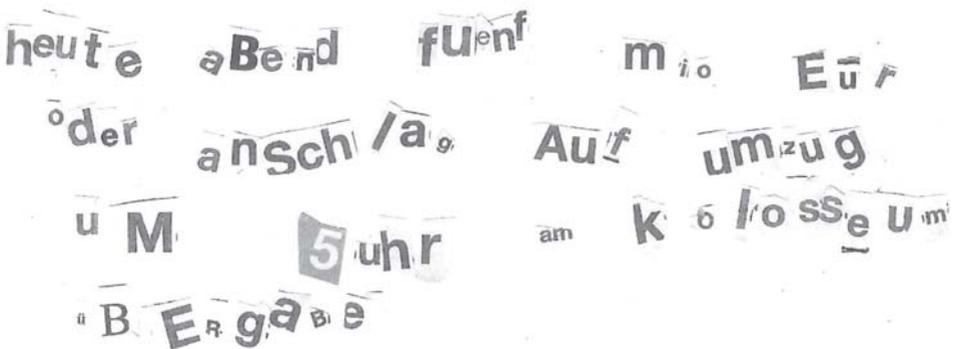
bereits zum achten Mal wird der Kinder-Krimipreis für die aufregendsten und abenteuerlichsten Krimigeschichten an Nachwuchsautoren verliehen. Wie mir die Jury berichtete, war es eine große Herausforderung, aus den eingesendeten Krimi-Manuskripten die Sieger-Krimis zu nominieren. Nach diskussionsreichen Sitzungen der „Sonderkommission Krimipreis“ ist ihr die Auswahl gelungen. Das Geheimnis wurde auf der Preisverleihung im Großen Saal des Münchner Literaturhauses gelüftet.

Als „Kriminalhauptkommissarin Jo Obermaier“ in der Fernseh-Serie „Polizeiruf 110“ kenne ich mich in der „Krimi-Szene“ gut aus und habe mit Spannung das Ergebnis des diesjährigen Kinder-Krimipreises erwartet. Gleichzeitig habe ich die Aufgabe als offizielle Schirmherrin gerne übernommen und wünsche allen Nachwuchsautoren weiterhin eine flotte Feder und die dazugehörige Portion Kreativität.

Herzlichen Glückwunsch allen Gewinnern und nun viel Spaß und ein schaurig-schönes Lesevergnügen!

Herzliche Grüße

Michaela May
Schauspielerin
Schirmherrin des 8. Kinder-Krimipreises 2010



FLUGSTAFFEL 111 IN NOT

„Herrliches Wetter heute“, meint Jack, Kommandant der Fliegerstaffel, die heute ihren längeren Flug ins Winterquartier starten soll. „Wir sind bald soweit, Sir, nach dem Frühstück sind alle Flieger gut aufgetankt. Wir können mit den letzten Vorbereitungen in diesem Jahr beginnen“, erklärt Unteroffizier Jenny. „Gut, abtreten“, entgegnet Jack und begibt sich zur Inspektion zu seiner Fliegerstaffel. „Tolles Geschwader“, denkt er, „die haben sich nach so vielen Einsätzen eine Ruhepause verdient.“

Jetzt wendet er sich seiner Mannschaft zu und spricht: „Leute, heute ist unser großer Tag. Wir fliegen heute in unser Winterquartier. Kontrolliert nochmals alle eure Fahrgestelle, Flügel, Landeklappen und alles andere Wichtige. Es wird ein langer, anstrengender Flug. Wir werden England verlassen und direkt über den Kanal das Festland erreichen. Von dort aus fliegen wir in Richtung Süden, geradewegs in unser Winterquartier. Noch Fragen?“ „Sir, bei allem Respekt, fliegen wir auch über feindliches Gebiet?“, fragt Flugoffizier Joe. „Ich fürchte, ja“, entgegnet Jack, „aber egal, da müssen wir durch.“

Fliegerstaffel 111 startet um 9.07 Uhr zu ihrem vorerst letzten Flug in Richtung Süden, ins Winterquartier. Der Flug verläuft in den nächsten Stunden ruhig, ohne Vorkommnisse. Das Wetter ist klar, mit minimaler Wolkenbildung. Die Sichtverhältnisse sind ausgezeichnet. Temperatur beträgt in der Flughöhe um die 12 Grad. Sie überfliegen den Kanal und befinden sich jetzt über den Niederlanden. Die Flugformation ändert sich, wie vorgeschrieben, stets nach einer Stunde.

Augenblicklich befindet sich Flugoffizier Jim ganz vorne von der Flugstaffel, als er plötzlich unter schweren Flakbeschuss gerät. Ein Schuss streift fast seinen rechten Flügel. In letzter Sekunde kann er noch abdrehen. Sofort unterrichtet er den Kommandanten der Flugstaffel über den Angriff. „Achtung! Achtung! Melde schweren Beschuss von rechts!“ „Hier spricht Jack, der Kommandant. Alle Mann abdrehen. Ausweichmanöver einleiten! Wir werden beschossen“, befiehlt der Kommandant.

Die Fliegerstaffel befindet sich in diesem Moment in höchster Gefahr. Ein Trommelfeuer von Geschossen fliegt den Fliegern links und rechts nur so um die Ohren. Die Flugformation bricht völlig zusammen. Jeder Flieger versucht mit waghalsigen Ausweichmanövern, nicht abgeschossen zu werden.

„Pass auf, John! Dich hat einer von hinten im Visier. Zieh hoch!“, brüllt Jenny.

„Das schaffe ich nicht mehr. Zu spät. Jetzt ist es aus mit mir!“, schreit John. Ein Schuss trifft ihn am linken Flügel. „Mayday, mayday! Ich bin getroffen. Versuche noch notzulanden“, informiert er die anderen. Dann kippt er links weg, taumelt und sinkt im Sturzflug zu Boden. „Wir haben John verloren. Wie entsetzlich!“, keucht Jenny.

Jetzt ergreift Kommandant Jack das Wort: „An alle! Der feindliche Beschuss wird immer stärker. Jeder ist nun auf sich allein gestellt. Wir treffen uns am verabredeten Ort. Das war’s.“

Im Geschwader ist daraufhin nichts mehr zu hören. Ohrenbetäubend sind dagegen die Schüsse, die sich weiterhin gegen die Flugstaffel richten. Der Himmel hat sich durch das Schießpulver verdunkelt. Jetzt ist auch nichts mehr zu erkennen. Schließlich verstummen auch die letzten Schüsse. Eine Grabesstille macht sich am Himmel breit.

Südtalien, ca. 23 km von Rom entfernt.

„Wir haben die Truppe gefunden. Sie haben sich wie immer in ihrem Winterquartier eingefunden“, erklärt Willibald Wohlgemut. „Nun, dann wollen wir den Wunderfliegern mal einen Besuch abstatten“, bemerkt Inspektor Ingo Inter von Esse.

Kurze Zeit später erreichen die Männer das Flugeschwader. Kommandant Jack präsentiert stolz seine Fliegermannschaft. „Na Jungs, ihr könnt stolz auf euch sein. Ich kenne niemanden euresgleichen, der jemals einen solchen Angriff überlebt hätte. Ihr seid wahre Flugkünstler“, lobt der Inspektor die Flugtruppe.

„Wir haben leider einen Vogel verloren. Der arme John war einer unserer besten“, berichtet Jack.

Nun schaltet sich Herr Wohlgemut ein: „Herr Inspektor, sehen Sie, was ich sehe?“ „Oh ja, ich sehe es“, entgegnet Herr Inter von Esse, „Einfach unglaublich, und wenn ich so nachzähle, fehlt nichts.“

Jetzt holt Herr Wohlgemut einen mittelgroßen Holzbehälter vom Rücksitz des Autos und stellt ihn vor der Flugstaffel mit etwas Abstand ab. Neugierige Blicke treffen ihn. Dann öffnet er den Behälter. „Da ist ja John!“, ruft Jenny und flattert der Wildgans entgegen, die mit einem verbundenen Flügel vorsichtig aus dem Behälter gehoben wird.

„Eine unglaubliche Geschichte, Herr Wohlgemut. Diese Wildgans wurde doch tatsächlich an der niederländischen Grenze gefunden. Ein Schuss hatte ihren Flügel getroffen. Aber stellen sie sich vor, in ihrem Vogelring fanden wir einen eingeschweißten Diamanten, der aus der neulich geklauten Diamantensammlung der Königin von England stammt. Alle Wildgänse hier haben ganz sicher ebenfalls einen Diamanten in ihrem Vogelring. Die Diebe haben mithilfe der Vögel versucht, das Diebesgut außer Landes zu schaffen. Danach wollten sie die Vögel einfach abknallen und die Steine einsammeln“, klärt Inspektor Inter von Esse auf. „Aber wie ist es der Flugtruppe gelungen, ohne größere Verluste zu ihrem Winterquartier zu gelangen?“, fragt Herr Wohlgemut.

„Es war das gute Wetter, das den Tieren das Leben rettete. Durch den strahlenden Sonnenschein an diesem Tag wurden die Diebe durch die Diamanten in den Vogelringen, während sie zielten, geblendet, und konnten so keine Treffer landen. Außer bei unserem Freund hier, ohne den wir ihnen nicht auf die Schliche gekommen wären. In den nächsten Tagen, nachdem sich die Wildgänse ausgeruht haben, werden wir

die Vogelringe austauschen. Die Diebe kriegen wir auch noch. Hauptsache, die Diamanten sind gesichert“, stellt Inter von Esse fest.

„Melde Sir, Flugstaffel 111 ist wieder vollständig“, bemerkt Jenny und flattert aufgeregt um John herum.

Antonia Allingham hat den 1. Preis in der Altersgruppe der 9- bis 10-Jährigen gewonnen.

An einem grauen Wintertag im Dezember warf sich Lena die Schultasche über die Schulter und gab ihrer Mutter einen Kuss auf die Wange. „Viel Spaß in der Schule!“, rief die Mutter ihr noch hinterher. „Mmhrrr, den werd' ich bestimmt haben“, brummte Lena in sich hinein. Sie war ziemlich schlecht gelaunt. Jeden Tag das Gleiche. Unter Spaß verstand sie etwas ganz anderes! Doch sie würde mit Nina zusammen sein. Das war tröstlich.

Bald kam sie zur großen und schönen Villa ihrer allerbesten Freundin Nina. Manchmal war Lena ganz schön neidisch auf sie. Wann immer Nina sich etwas wünschte, bekam sie es auch. Aber das stand natürlich ihrer Freundschaft nicht im Weg. Nina war nicht die arrogante Zimt-Ziege, die sie als Kind so reicher Eltern sein könnte. Als Lena fast an der Tür war, flog diese auch schon auf und heraus trat Nina, die Pünktlichkeit in Person. Sie schätzte es gar nicht, wenn man zu spät kam. „Hi!“, begrüßte sie Nina. „Hallo, wie geht's?“, wollte Lena wissen. Nina antwortete: „Gut, gehen wir lieber, bevor wir hier noch festfrieren!“ Lena nickte stumm. Schweigend liefen sie eine Weile nebeneinander her. „Wirst du heute wieder abgeholt?“, fing Lena das Gespräch an. Oft wurde Nina von einem persönlichen Chauffeur nach Hause gebracht, da ihre Eltern beruflich viel unterwegs waren. Lena fand es manchmal ungerecht, dass sie bei Wind und Wetter allein nach Hause gehen musste, während Nina kutschiert wurde. „Meine Mutter hat mir heute nichts gesagt“, antwortete Nina. „Dann können wir uns doch sicher auch am Nachmittag zum Schlittenfahren treffen? Hast du Lust?“, fragte Lena und vor Begeisterung färbten sich ihre

zarten Wangen leuchtend rosarot. „Gute Idee!“, erwiderte Nina, „Hol’ mich um drei Uhr ab.“

Es klingelte. Die Schule war aus. Wie alle Kinder strömten auch Lena und Nina aus dem Schulgebäude. Sie wollten gerade gemeinsam um die Ecke biegen, da hupte jemand. Als Nina und Lena nicht reagierten, hupte es noch einmal. Diesmal drehte sich Lena um, um zu schauen, wer damit gemeint war. „Bist du dir wirklich sicher, dass du nicht abgeholt wirst?“, deutete Lena auf das hupende Auto. Der schwarze BMW stand, wie fast jeden Tag, an genau der gleichen Stelle, um Nina von der Schule abzuholen. „Oohhh“, staunte sie, „anscheinend werde ich doch abgeholt.“ Ein dicker schwarz gekleideter Mann stand an der offenen Autotür und rauchte. Nina ging verwundert auf ihn zu, während ein anderer ihr die Schultasche abnahm und diese im Kofferraum verstaute. „Merkwürdig! Wurde Nina sonst nicht von einem anderen Chauffeur abgeholt?“, wunderte sich Lena. Sie hatte kein gutes Gefühl dabei, als Nina sich auf den Rücksitz setzte, während der neue Chauffeur etwas von Krankheit nusichelte. Lena warf einen besorgten Blick auf das sich rasch entfernende Auto, bevor sie sich mit einem komischen Gefühl abwendete und allein nach Hause ging. Hätte sie sich noch einmal umgedreht, hätte sie vielleicht noch gesehen, wie der BMW mit ihrer Freundin in eine andere Richtung als sonst fuhr. Doch sie drehte sich nicht um und dachte sich auch nichts weiter dabei.

Als Lena um drei Uhr bei der Villa ihrer Freundin ankam, spürte sie schon von draußen, dass etwas nicht in Ordnung war. Besorgt öffnete Frau Mayer, die Mutter von Nina, die große hölzerne Haustür. Sie hatte rot verquollene Augen und Lena konnte ihr ansehen, dass sie geweint hatte. Schlagartig zog sich Lenas Magen zusammen. Sofort fiel ihr der seltsame Chauffeur wieder ein: „Was, wenn Nina ... oh nein!“ Das wollte sie nicht einmal denken! Schlagartig wich ihr alle Farbe aus dem Gesicht. Es brauchte eine Weile, bis Frau Mayer sie mit rauer und brüchiger Stimme begrüßte: „Haaloo, dich haben wir schon versucht zu erreichen, aber kkomm ddoch bbitte rrr...“ Das letzte Wort verschluckte ein Schluchzen. Sie wies mit einer zitternden Hand in das

Innere des Hauses. Lena klopfte sich den Schnee von den Schuhen und betrat das große Haus. Polizisten standen überall herum und musterten sie interessiert. Frau Mayer bat Lena, sich auf die große Couch zu setzen. Mit schmerzerfüllter Stimme begann Frau Mayer zu erzählen, was geschehen war, doch Lena ahnte es schon. Nina war verschwunden ... entführt ... und sie wollten Geld. Viel Geld. „Was weißt du darüber?“, fragte Herr Mayer mit belegter Stimme. Lena begann zu erzählen: „Als ich Nina heute fragte, ob sie abgeholt werden würde, wusste sie es nicht genau.“ Als Frau Mayer sich schluchzend an ihren Mann wendete, machte Lena eine kurze Pause, um dann anschließend weiter fortzufahren: „Nach der Schule sahen wir ein Auto an der Stelle, an der Nina für gewöhnlich abgeholt wird. Das Auto sah aus wie immer, nur waren der Fahrer und der andere Mann neu. Sie redeten mit Nina und dann fuhren sie mit ihr nach ...“ Lena stockte.

Die Polizisten verstummten und schauten Lena interessiert an. Nun trat einer von den Polizisten, der Hauptkommissar, vor und fragte neugierig: „Könntest du uns das bitte noch einmal genau schildern, mit allen Einzelheiten, damit wir deine Aussage zu Protokoll nehmen können?“ Lena antwortete: „Natürlich ... Das Auto war ein nicht mehr ganz neuer schwarzer BMW. Die beiden Männer waren etwas stämmiger und nicht allzu sportlich. Die Gesichter habe ich leider nicht genau gesehen.“ Ein anderer Polizist erkundigte sich nach dem Auto-kennzeichen. In Gedanken ging Lena das gesamte Ereignis noch einmal genau durch und erinnerte sich dann: „Es war M-LE, aber an die Zahlen kann ich mich nicht genau erinnern. Ich weiß nur noch, dass zwei Dreier darin vorkamen.“ Die Polizisten stellten Lena noch einige Fragen, die sie allerdings nicht beantworten konnte. In ihrem Kopf begann es, zu dröhnen. Das konnte doch alles nicht wahr sein. Das war sicher nur ein Alptraum, aus dem sie bald erwachen würde. Die Angst um ihre Freundin schnürte ihr die Kehle zu. Und nun konnte sie ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie hatte alles gesagt, was sie über den Vorfall wusste. Nun wurde sie nicht mehr gebraucht und Frau Mayer entließ sie dankend und tröstend: „Lena, du hast uns sehr geholfen. Mach dir keine Sorgen, wenn wir Nina gefunden haben,

werden wir dich gleich informieren.“ Doch ihr bestürztes Gesicht sprach etwas ganz anderes!

Als Lena schon fast zu Hause war, überkam sie ein Gefühl der Hilflosigkeit. „Das ist auch meine Schuld“, dachte sich Lena, „Ich hätte sie warnen sollen. Keine Sekunde länger werde ich hier nutzlos warten, während mit Nina vielleicht etwas Schlimmes passiert.“ Kurzerhand ließ sie ihren Schlitten stehen und schnappte sich ihr dunkelgrünes Fahrrad, das an dem Haustürpfosten lehnte. Sie musste etwas unternehmen. Nur was? Lena schwang sich auf ihr Fahrrad und preschte los, dass der Schneematsch nur so spritzte. Sie schlitterte um die Kurve und wäre auf dem Eis fast ausgerutscht. Als sie endlich an der Straße war, fuhr sie einfach drauf los, denn sie hatte keine Ahnung, wo sie Nina suchen sollte. Sie ließ sich einfach treiben. Ungefähr zwei Stunden lang fuhr sie an großen, kleinen grauen und bunten Häusern vorbei. Ohne Erfolg. Sie rief nach Nina, doch sie wusste, dass sie sie nicht hören konnte. Sie wurde immer ungeduldiger. „Bald muss ich nach Hause, denn es wird schon langsam dunkel“, dachte sich Lena, „Was passiert mit Nina?“ Tränen liefen ihr übers Gesicht. Sie radelte immer schneller, immer verzweifelter. „Ich muss Nina finden, sie würde mich doch auch suchen!“, dachte sie bei sich.

Mit letzter Kraft bog sie um eine Ecke. Im Vorbeifahren entdeckte sie ein schwarzes Auto. Schlitternd kam sie zum Stehen. Vor einem etwas verfallen aussehenden Gartenhaus stand tatsächlich ein alter BMW. Der BMW! Sie hatte sich nicht getäuscht und konnte es kaum glauben. Schnell stieg sie von ihrem Fahrrad und schob es vorsichtig in Richtung Gartenhaus. Lena wollte sich gerade davon überzeugen, dass es auch wirklich das richtige Auto war, da wurde plötzlich die ihr gegenüberliegende Tür geöffnet und ein dicker Mann trat heraus. Zum Glück wurde er von seinem Kollegen aufgehalten. Lena nutzte diese Gelegenheit, um schnell hinter einen der Büsche zu springen, von denen es hier reichlich gab. Jetzt war sie sich sicher, voller Freude und erschrocken zugleich. Die beiden Männer waren inzwischen aus der Tür getreten und zogen die hintere Wagentür auf. Was Lena nun sah, erschreckte sie sehr. Der eine Mann beugte sich in das Auto und

zerrte Nina hervor. Sie hatten ihr die Hände und Beine gefesselt und den Mund geknebelt und ihre sonst so gepflegten Locken waren wirr und zerzaust. Als Nina nun versuchte sich zu befreien, packte auch noch der zweite Mann mit an, sodass sie schließlich getragen werden musste. „Warum sieht das denn keiner oder unternimmt irgendetwas dagegen?“, dachte sich Lena aufgebracht, als die Täter Nina unsanft in das Gartenhaus trugen und mit ihr darin verschwanden.

Sie wäre am liebsten auf die Männer losgestürzt, aber sie wusste, dass sie jetzt leise sein musste. Lena wartete, bis die Männer wieder auftauchten und im Nachbarhaus verschwanden. Voller Panik rannte sie zum Gartenhaus und wäre fast über ihre eigenen Füße gestolpert. Als sie das Gartenhaus erreicht hatte, stürmte sie voller Angst um ihre Freundin zum ersten Fenster. Nichts zu sehen. Zum nächsten. Wieder nichts. Überall nichts zu sehen. Das letzte Fenster! Durch dieses Fenster konnte sie endlich Nina sehen. Sie hockte am Boden in einer Ecke. Lena jubelte innerlich. Sie hatte sie gefunden! Nun musste sie handeln! Nur wie? Sie klopfte an die Fensterscheibe. Als Nina Lena entdeckte, riss sie vor Begeisterung die Augen auf. Sie wollte zu Lena laufen, doch es ging wegen der Fesseln nicht. Sie wollte Lena begrüßen, doch es ging wegen des Knebels im Mund nicht. Also robbte sie möglichst schnell zu Lena ans Fenster. Lena gab ihr von außen Handzeichen, die sie beide früher bei Spielen eingeübt hatten. Und Nina verstand. Sie duckte sich. Lena drehte sich um und griff nach einem am Boden liegenden Stock. Eins, zwei, drei Mal schlug Lena gegen die Fensterscheibe. Nichts. Erschrocken drehte sie sich um: Wurde sie gehört? Dann ließ sie den Stock fallen und nahm einen dicken Stein in die Hand. Doch den würde man sicher hören ... rasch zog sie ihren Handschuh aus und steckte den Stein dort hinein. Lena warf ihn mit voller Wucht gegen das Fenster. Es knallte, die Scheibe aber bekam nur einen kleinen Riss. Schnell zog sie den zweiten Handschuh aus und stopfte wieder einen Stein hinein. Lena dachte an Nina und dieser Gedanke machte sie stark. Der Stein im Handschuh flog durch die Luft und traf. Glas zersplitterte. Lena hielt sich schützend die Hand vors Gesicht, doch kein Splitter berührte sie. Vorsichtig schlüpfte sie durch

das Fenster hinein und umarmte ihre Freundin: „Die Männer können jeden Moment zurückkommen!“ Zum Glück hatte sie immer ihr Taschenmesser dabei. Damit schnitt sie Ninas Fesseln auf. Nina hatte tiefe Furchen von den Fesseln in der Haut. Weinend umarmte Nina Lena. „Jetzt ist keine Zeit zum Freuen. Wir müssen hier weg“, keuchte Lena. Hand in Hand liefen sie zum kaputten Fenster, öffneten es ganz und sprangen hinaus. Gerade als sie sich auf das Fahrrad setzten, wurden sie plötzlich von den zurückkehrenden Männern entdeckt. Einer der Männer brüllte: „Schnell, die Kleine will abhauen!!!“ Sofort rann-ten die beiden los, doch wie schon gesagt, sie waren nicht gerade sport-lich. Lena raste mit Nina auf dem Gepäckträger davon. Da konnten die beiden unsportlichen Typen natürlich nicht mithalten.

Erschöpft, aber glücklich, kamen sie an Ninas Villa an. Nina sprang ab und klingelte stürmisch. Herr und Frau Mayer öffneten die Haustür. Erstaunt rissen sie die Augen auf. Frau Mayer weinte vor Freude, als sie ihre Tochter in die Arme schloss. „Aber wie ... was ...“, stammel-te Herr Mayer verblüfft. „Lena hat mich gefunden und befreit“, schluchzte nun auch Nina. Den Polizisten klappte der Mund auf und Ninas Mutter schloss nun auch Lena in die Arme und bedankte sich überschwänglich bei ihr. „Komm doch bitte herein und erzähl uns alles ganz genau! Wir rufen auch bei deinen Eltern an“, forderte der Vater Lena auf.

„Kannst du uns das Gartenhaus zeigen?“, wollten die Polizi-sten von Lena wissen. „Sicher, aber nicht mit dem Fahrrad ...“, schmun-zelte Lena gut gelaunt. Was für ein Tag!

Erleichtert klappte Julia das Buch zu.

Sonia Lorena Pineda hat den 2. Preis in der Altersgruppe der 9- bis 10-Jährigen gewonnen.

„Ding, dang, dong“, tönte es aus dem Lautsprecher. „Puh, endlich Schule aus. In der letzten Stunde auch noch Mathe bei Frau Grantig“, dachte Maxi und packte flink sein Federmäppchen in den Schulranzen. „Mal sehen, was es heute zum Mittagessen im Hort gibt“, raunte er Magnus zu, seinem bestem Freund aus der Klasse, der jeden Tag mit ihm in den angrenzenden Hort ging. „Hoffentlich kein Gemüse“, antwortete Magnus und strich sich das braune Haar aus dem Gesicht.

Im Hort angekommen, zogen sie ihre Sachen aus und schlüpfen in ihre Hausschuhe. Zuerst gingen sie zur Essensliste. Magnus stellte sich auf die Zehenspitzen und schaute nach, was heute auf dem Speiseplan stand. „Oh nein, Kartoffelauflauf“, stöhnte er. „Dann“, meinte Maxi, „gehen wir doch erst Hausaufgaben machen“.

„13 mal 16 – Mensch, Mathe war heute mal wieder ziemlich schwer.“ Dabei wollten sie doch nach dem Essen mit Kilian und Lisa Lego spielen.

Endlich waren die beiden fertig, stellten die Ranzen im Garderobenraum ab und gingen zum Essen. Maxi bekam fast keinen Bissen herunter. „Mann, schmeckt das übel.“ Magnus stimmte ihm zu. „Total verkocht und versalzen! Aber nach dem Essen zeige ich dir meine neue Legofigur, die ich gestern von meiner Oma bekommen habe. Genau die, die ich mir gewünscht habe. Du weißt doch, den Jedi mit dem grünen Schwert und den Laserblitzen.“ „Oh, voll cool, dann ist unsere Armee endlich stärker als die von Simon und Julius“, entgegnete Magnus. „Beil dich mit dem Joghurt!“

Schnell räumten sie ihr Geschirr weg, liefen zu Maxis Garderobenplatz und wollten die Figuren aus seinem Ranzen holen. Doch

sein vorderes Reißverschlussfach stand offen und war leer. „Oh nein, meine coolen Figuren“, rief Maxi, „die habe ich doch erst gestern von meiner Oma bekommen!“

Mit zügigen Schritten gingen sie zu Frau Bärmeier, der Hortleiterin, und erzählten ihr den Vorfall. Sie erwiderte nur mit fester Stimme: „Maxi, du weißt doch, dass so kleine Männchen schnell verloren gehen“, und griff nach dem Telefon.

Magnus legte Maxi den Arm um die schmalen Schultern und mit traurigem Blick schlichen sie in die Bauecke.

Da stockte ihnen plötzlich der Atem: Tatsächlich hockte dort Samuel, eine Figur in der Hand, die genau so aussah wie die, die Maxi gestern bekommen hatte. Sofort stürmten die beiden zu Samuel. „Hallo ihr kleinen Pimpfe“, sagte der ohne aufzuschauen. „Hallo“, erwiderte auch Maxi, „Samuel, kann es sein, dass diese Figur mir gehört?“ „Nein“, Samuel schüttelte wütend die blonden Locken. „Wollt ihr mir etwa meine Figur stehlen? Das schafft ihr nie.“ „Ist das wirklich deine?“, fragte Maxi eindringlich. „Jaha!“ Samuel hatte jetzt einen wilden Blick. „Verschwindet!“ Widerwillig trollten sich Magnus und Maxi in die gegenüberliegende Zimmerecke.

Am Nachmittag kam Samuels Mutter, um ihn abzuholen. Magnus und Maxi hörten, wie sie Samuel fragte: „Und, hast du heute schön mit deiner neuen Figur gespielt, die du zum Geburtstag bekommen hast?“ „Na, da haben wir wohl den Falschen beschuldigt“, meinte Magnus zerknirscht.

Kurze Zeit später wurden die beiden auch abgeholt. Maxi saß den ganzen Nachmittag bedrückt in seinem Zimmer und starrte nachdenklich aus dem Fenster. Auch beim Abendessen hatte er fast keinen Appetit. Er wollte heute noch nicht einmal Fernsehen schauen. Seine Mutter machte sich wirklich schon Sorgen um ihn.

Am nächsten Morgen liefen Maxi und Magnus zusammen zur Schule. Natürlich stand heute wieder mal Mathe mit Frau Grantig auf dem Stundenplan. Nach der 5. Stunde gingen sie wie immer in den Hort. Als sie vom Essen kamen, hörten sie einen Schrei aus der Garderobe. Schnell rannten sie dorthin. Drinnen stand Kilian mit Tränen in den Augen. „Was ist passiert?“, riefen sie wie aus einem Mund. „Gera-

de wollte ich meine kleinen Spielfiguren aus dem Ranzen nehmen, doch jetzt sind sie verschwunden“, schluchzte ihr Hortkamerad.

Maxi schaute sich im Raum um. Da lag etwas auf dem Boden, direkt unter Kilians Ranzenfach. Er hob einen kleinen, braunen Knopf auf. „Schau mal, das könnte vielleicht vom Dieb stammen.“ „Oh ja“, erwiderte Magnus.

Gerade, als sie die Garderobe verlassen wollten, sahen sie Julius, den sie überhaupt nicht leiden konnte, weil er die Kleineren immer schubste. Er zog eben seine Jacke an. Und an seinem dunklen Hemd fehlte tatsächlich ein Knopf! Maxi ging zu Julius und hielt ihm sein Fundstück unter die Nase. „Ist das etwa deiner?“ „Gib her!“ Julius lief rot an und riss Maxi den Knopf aus der Hand. Doch da wurde Julius von seinem Vater abgeholt und die beiden verließen den Hort.

Maxi ging mit ärgerlichem Blick zu Kilian und Magnus. „Habt ihr gesehen, wie verlegen der Kerl geworden ist, als er den Knopf erblickt hat? Der hat bestimmt was auf dem Kerbholz!“ „Das glaub ich auch“, entgegnete Magnus. „Bloß, wie beweisen wir das?“

Alle drei verzogen sich auf das Sofa des Aufenthaltsraumes, um einen Plan zu schmieden.

„Wie wär’s“, überlegte Magnus, „wenn ich morgen auch eine Legofigur mitnehme. Ich stelle sie beim Hausaufgabenmachen auf meinen Tisch, sodass alle sie sehen. Zuvor baue ich sie auseinander und schreibe ganz klein meinen Namen hinein. Während des Essens lege ich sie wieder in meinen Ranzen. Schauen wir doch mal, ob der Dieb da nicht widerstehen kann und ob sie dann noch in meiner Schultasche liegt.“ „Na gut“, stimmte Maxi zu, „versuchen können wir’s. Ein besserer Plan fällt mir auch nicht ein, aber hoffen wir bloß, dass dir am Schluss nicht auch noch eine Legofigur fehlt.“

Am nächsten Tag, während der Hausaufgaben im Hort, stand vor Magnus ein kleiner Ritter mit Schwert an seinem Platz. Ab und zu spielte er mit ihm, um möglichst viel Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aber so leise, dass Frau Fuchs, die Aufsicht hatte, nicht schimpfte.

Während der Suppe ließen sich die drei Freunde Zeit. Julius, der bei Simon und Samuel saß, schlang sein Essen nur so herunter und verließ nach kurzer Zeit den Raum.

Nachdem der Nachttisch verputzt war, heute zum Glück Vanilleeis, begaben sich Maxi, Magnus und Kilian schnurstracks zur Garderobe. „Tatsächlich verschwunden“, bemerkte Magnus nach einem schnellen Blick in seinen Ranzen.

Mit zügigen Schritten gingen sie zur Spielecke und schauten sich um. Da saßen Simon, Samuel und Julius beisammen und spielten Lego. Gerade landete ein Raumschiff der feindlichen Galaxie und griff mit bunten Lasern einen Roboter und einen Ritter an. „Ha“, rief Magnus aufgeregt und zeigte auf den Ritter. Maxi, Magnus und Kilian bauten sich vor den am Boden Spielenden auf. „Zeig mal den Ritter her“, forderte Magnus von Julius. „Hey, das ist meiner“, brummte Simon – doch Maxi griff sich blitzschnell die kleine Figur und klickte sie auseinander. Enttäuscht blickte er ins Innere: kein Name von Magnus. „Nichts, so ein Mist aber auch“, dachte er. Julius rappelte sich auf und reckte drohend die Faust empor: „Lasst uns gefälligst in Ruhe!“

Aber da rief Kilian plötzlich: „Da, schaut mal“, und hob etwas vom Boden auf. Er hielt ein graues Legomännchen in die Höhe und bog es in zwei Teile. „Das ist dir eben aus der Hosentasche gefallen“, bemerkte er zu Julius. „Und schau, da steht Magnus’ Name drin.“

Nun schauten alle Kinder zu Julius, der betreten auf den Boden schaute und stammelte: „Aber, aber, aber, ich ... ich wollte doch auch nur so tolles Spielzeug haben wie ihr.“ Und er brach in Tränen aus.

Maxi und die anderen zogen Julius ins Zimmer von Frau Bärmeier. Julius gestand, alle Männchen heimlich aus den Schulranzen gestohlen zu haben.

„Nun“, sagte Frau Bärmeier streng: „Julius muss natürlich die Figuren zurückgeben und als Strafe für den Diebstahl muss er für euch einen Monat lang den Tisch abräumen. Aber alles Lego- und Spielzeug, das euch selbst gehört, bleibt in Zukunft zu Hause. Sonst gibt es nur Streit und Neid.“

Hendrik Schmidt hat den 2. Preis in der Altersgruppe der 9- bis 10-jährigen gewonnen.

WAS SCHREIBE ICH BLOSS?

Es war Samstagmorgen, einer der gewöhnlichen. Die junge Journalistin Tanja Brunner stieg mühsam und verschlafen aus dem Bett, warf einen Blick auf ihren noch leeren Block, auf dem sie eigentlich gestern Abend schon einen guten Teil ihres Artikels für die nächste Wochenendausgabe entworfen haben wollte. Es war ihr aber einfach nicht der passende Aufhänger eingefallen. Und daran hatte sich leider über Nacht auch nichts geändert.

Geweckt hatte sie ihr Labrador Samy mit seinem für alte Hunde nicht ungewöhnlichen Mundgeruch. Natürlich liebte sie ihren alten, treuen Begleiter trotzdem sehr und wollte ihn jetzt auch spazieren führen. Frische Luft brächte ihr vielleicht auch frische Gedanken, dachte sie.

Draußen war es neblig, kalt und ungemütlich. Tanja fröstelte und zog sich die Jacke enger um den Körper. Sie kam zu dem kleinen Wäldchen ganz in der Nähe und bog dort in einen schmalen, verwinkelten Weg ein, auf dem sie immer ihre Freundin Julia mit deren Hund traf. Sie war noch nicht weit gegangen, als sie ein leises Knacken und Rascheln im Gebüsch vernahm. Sie blieb stehen, sah sich um, konnte aber nichts entdecken. Wahrscheinlich war es Samy, der nicht angeleint hinter ihr durch die Büsche streifte. Sie trottete in Gedanken an ihren Artikel versunken weiter, als sie plötzlich von hinten überrumpelt und von einem kräftigen Klammergriff festgehalten wurde. Ehe sie um Hilfe schreien konnte, wurde ihr schon etwas abscheulich Schmeckendes in den Mund gestopft. Starr vor Schreck war sie nicht in der Lage sich zu wehren. Sie wurde gefesselt, auf eine nahe gelegene

Lichtung geschleppt und dort in einen verschmutzten Jeep gezerrt. Nach kurzer Fahrt bogen ihre Entführer in ein verwildertes Grundstück ein und stießen Tanja in einen etwa 2,5 m tiefen Schacht zwischen Hohlenerbüschen und Farnkraut. Sie landete unsanft auf einem Haufen vertrockneter Blätter und die drei Männer verschwanden genauso schnell, wie sie aufgetaucht waren.

Tanja wusste noch gar nicht recht, wie ihr geschehen war. Die Angst jagte ihr die wirrsten Gedanken durch den Kopf. Nachdem sie sich aber einigermaßen gefasst hatte, überlegte sie fieberhaft, warum sie verschleppt worden sein könnte.

„Der Brief gestern von meinem Onkel, dem komischen Typ, der sich Fotograf nennt! Immer schickt er mir Fotos, mit denen ich nichts anfangen kann. Gestern war es eines aus einer Molkerei mit dem Vermerk: Der Betrieb hat ordentlich Schwierigkeiten!“, das war schon das Einzige, was Tanja auf Anhieb Ungewöhnliches einfiel. Weil sie sich keinen Reim darauf machen konnte, und der Onkel ihr ja immer wieder mal mehr oder weniger gelungene Fotos schickte, hatte sie das Foto auch gleich in die Altpapiertonne geworfen. Nun versuchte sie, sich an das Bild zu erinnern.

Auf dem Bild war eine lange Rinne aus Metall zu sehen, die in eine riesige Maschine führte, die sie an ihr Teigrührgerät erinnerte. In der Rinne floss eine hellgelbe Masse, die sie sofort an Vanillejoghurt denken ließ, den sie so gerne zum Frühstück aß. Und sie erinnerte sich an einen Mann, der aus einem Sack weißes Pulver in die Rinne schüttete. „Der panscht mit Zucker!“, dachte Tanja unweigerlich, als ihr dazu auch die Notiz des Onkels einfiel, die Firma habe ordentlich Schwierigkeiten.

Tanja versuchte nun, sich zu befreien. Die Fesseln schnürten kräftig die Hand- und Fußgelenke. Sie waren wund gescheuert, als sie sich wieder etwas bewegen konnte. Aber wirklich lösen konnte sie die Fesseln doch nicht. Erleichtert war sie aber, als es ihr gelang, den ekligen Knebel loszuwerden. Es war ein Taschentuch, das mit einer scheußlichen Flüssigkeit getränkt war. Jetzt konnte sie wenigstens wieder frei atmen. Das Brot und die Wasserflasche, die die Entführer ihr noch

nachgeworfen hatten, rührte sie nicht an. Ein bisschen musste sie aber schmunzeln, weil ihre Entführer so dumm waren. Schließlich war sie ja gefesselt und konnte gar nicht trinken. Sie fing an, laut zu rufen. Immer wieder, aber niemand hörte sie. „Wo ist bloß Samy?“, dachte sie bei sich. „Wenigstens der könnte mich doch hören!“ und „Vielleicht vermisst mich ja Julia!“ So jagte ein Gedanke den anderen und Tanjas Verzweiflung wuchs.

Währenddessen hatte Tanjas Freundin Julia im Wäldchen Samy gefunden und war mit ihm zu Tanjas Wohnung geeilt, um den Streuner seinem Frauchen zurückzubringen. Was bekam sie für einen Schreck, als sie Tanjas Wohnungstür aufgebrochen vorfand. Die stand halb offen und Julia genügte ein Blick, um zu erkennen, dass hier Einbrecher am Werk gewesen waren. Schubladen lagen auf dem Boden, ihr Inhalt war auf dem Boden verstreut und durchwühlt. Sofort rief sie mit ihrem Handy die Polizei an, die wenige Minuten später mit dröhnendem Martinshorn heranraste.

Kommissar Finker, der Chef des Einbruchdezernats persönlich, sprang aus dem Streifenwagen und stürmte mit seinen Kollegen in Tanjas Wohnung. Als sie sicher waren, dass niemand in der Wohnung war, befragte Kommissar Finker Julia. Ob ihr auffalle, dass etwas Besonderes oder Wertvolles fehle. Als Julia verneinte und erzählte, dass beide sich eigentlich täglich beim „Hundetreff“ sahen und sie heute nur Tanjas Hund alleine im Wäldchen angetroffen habe, fragte er auch nach Tanjas Gewohnheiten, ihrem Arbeitgeber, anderen Freunden und ob Tanja in jüngster Zeit etwas Ungewöhnliches erzählt habe. Bei Letzterem konnte Julia Kommissar Finker beim besten Willen nicht weiterhelfen.

„Können Sie mir denn die genaue Stelle zeigen, wo Sie den Hund Ihrer Freundin gefunden haben?“, fragte Finker. „Na klar, sofort!“, erwiderte Julia, „Dort hinten im Wäldchen.“ „Gut“, meinte Kommissar Finker, „dann führen Sie uns mit unseren Suchhunden dorthin.“

Im Wäldchen angekommen, nahmen die Suchhunde an einem Schuh von Tanja, den Finker mitgenommen hatte, Witterung auf

und zogen die Hundeführer ungestüm voran, Julia wurde von ihrem eigenen Hund und von Samy gezogen. Die beiden hatten offensichtlich Spaß in der Hundemeute. Bis sie auf die Lichtung trafen, wo Tanjas Spur endete. Zuerst machte sich Ratlosigkeit breit, dann entdeckte Finker aber schwache Abdrücke der Reifenspuren, die der Wagen hinterlassen hatte. Nun war allen klar, weswegen die Tiere ihre Suche nicht fortsetzten.

Kommissar Finker, seine Männer und Julia folgten nun den Wagenspuren aus dem Wäldchen heraus bis zu einer Teerstraße, wo guter Rat teuer war, in welcher Richtung die Verfolgung weitergehen sollte. Nun begann Samy wie verrückt in eine Richtung zu zerrn und zu kläffen. Julia herrschte ihn an. „Benimm dich, du ungezogenes Kerlchen, wir haben jetzt Wichtigeres zu tun, oder bildest du dir etwa ein, jetzt ein Suchhund zu sein?“

„Warum denn nicht?“, warf Finker ein, „vielleicht führt er uns ja wieder auf die Spur seines Frauchens!“, und übernahm von Julia Samys Leine. Der zog Finker nun unter starkem Hecheln voran und alle anderen folgten. Nach etwa eineinhalb Kilometern im Laufschrift waren alle schon ins Schwitzen gekommen, als Samy unvermittelt bei einem allein gelegenen, verwilderten und zugewucherten Grundstück voller Unkraut stoppte und aufgeregt bellte. Finker glaubte ein Rufen gehört zu haben, und als er Samy die Schnauze zuhielt, war es deutlich zu hören. Tanja hatte Samys Gebell erkannt und rief aus Leibeskräften nach ihrem Hund. Finker und seine Kollegen stiegen über den teilweise eingefallenen Jägerzaun, Samy natürlich voraus. Auf einmal heulte ein Motor auf und ein Jeep rollte aus einem Bretterschlag, der an einem baufälligen Hexenhäuschen lehnte. Finkers Männer zückten sofort ihre Waffen, stellten sich dem Wagen in den Weg und befahlen: „Motor aus! Aussteigen und Hände hoch!“

Währenddessen erreichte der Kommissar mit Samy den Schacht. Wie erleichtert war Tanja, als sie ihren Hund und den Kommissar erblickte. Finker ließ sich zu Tanja in den Schacht hinunter, schnitt ihr die Fesseln los und half ihr auf die Beine. Zwei Polizeibeamte reichten vom Rand des Schachts ihre Hände und halfen Tanja und ihrem Chef

wieder nach oben. Tanja setzte sich erstmal ins hohe Gras und rieb sich Fuß- und Handgelenke, die von den einschneidenden Fesseln noch schmerzten.

Gerade wurden ihre Entführer in einen Mannschaftsbus geschoben, und es tat Tanja gut zu sehen, dass die Drei nun Handschellen trugen.

„Die sehen wir im Polizeipräsidium noch“, sagte Finker.

„Wie haben Sie mich denn gefunden?“, fragte Tanja nun erleichtert.

„Das haben Sie alles ihrer Freundin zu verdanken“, meinte der Kommissar, „und auch Ihrem Hund!“

„Meinem Samy? Wie hat er mich gefunden?“, entgegnete Tanja.

„Das ist uns auch ein Rätsel. Wahrscheinlich hat er einfach gespürt, wo Sie sind“, antwortete der Polizist.

Tanja umarmte ihren Hund und flüsterte ihm ins Ohr: „Stolz bin ich auf dich, Samy, du glaubst gar nicht wie stolz! Du bist mein bester Freund!“

„Und was ist mit mir?“, rief Julia empört.

„Du bist meine beste Freundin!“, sagte Tanja.

Kommissar Finker fotografierte derweil mit seiner kleinen Digitalkamera den Schacht und verschiedene Ansichten des Grundstücks.

Dann fuhr auch er mit Tanja und Julia ins Polizeirevier.

Dort angekommen waren die Personalien der drei Entführer bereits festgestellt. Es waren der Geschäftsführer und zwei Lagerarbeiter der Großmolkerei „Papp & Süß“. Als Tanja das hörte, fiel bei ihr der Groschen: Das Foto ihres Onkels – eine Molkerei – sie läuft nicht gut. Tanja erzählte Kommissar Finker von dem Foto und ihren Gedanken dazu. Schließlich soll man der Polizei ja alles erzählen. Der Polizist fand Tanjas Überlegungen höchst interessant und verschwand in dem Zimmer, in dem gerade der Geschäftsführer verhört wurde.

Etwa eine Viertelstunde später kam Finker wieder zu Tanja, die gerade einem Polizisten zu Protokoll gab, wie sie die Entführung erlebt hatte.

„Ihr Onkel war auf der richtigen Fährte, und ihre Überlegungen waren

auch goldrichtig! Die Kerle haben gestanden. Die Molkerei warf nicht genug Gewinn ab. Das wollte der Geschäftsführer ändern, indem er dem Vanillejogurt seit einigen Wochen billige Zuckermasse zusetzte. Kinder waren ganz wild darauf, und der Absatz zog deutlich an. Dass einige Fälle von fürchterlichen Magenschmerzen auftraten, war ihm egal. Als aber ihr Onkel davon Wind bekam und ihnen ein Beweisfoto schickte, fürchtete er natürlich die Aufdeckung des Skandals in der Presse. Da wollte er an das Foto kommen und Sie verschwinden lassen. In Ihrer Altpapiertonne haben die Verbrecher allerdings nicht gesucht, ein wirklich gutes Versteck!“ Kommissar Finker lachte und verabschiedete Tanja mit den Worten: „Sie waren sehr tapfer! Im Prozess brauchen wir Sie noch als Zeugin. Vielfache Körperverletzung und Menschenraub – da werden einige Jährchen zusammenkommen!“

„Aber selbstverständlich, Herr Kommissar, bis bald!“

Ein freundlicher Kollege von Finker fuhr Tanja und Julia mit ihren Hunden nach Hause.

Natürlich half Julia Tanja noch, deren Wohnung wieder aufzuräumen, die von den Dreien wirklich gründlich auf den Kopf gestellt worden war.

Als sie damit fertig waren, sanken sie müde, aber erleichtert auf das Sofa und Tanja sagte: „Auf die Erlebnisse des heutigen Tags könnte ich gut und gerne verzichten, aber meine Sorge von heute Morgen ‚Was schreibe ich bloß?‘ bin ich los. Die werden Augen machen in der Redaktion, wenn ich die Geschichte bringe. Das wird sicher eine Titelgeschichte! Und mein Onkel bekommt noch Geld für sein Foto!“

Tanja setzte sich am Abend noch an ihren Computer, schrieb den Artikel und schickte ihn gleich in die Redaktion. Julia blieb in dieser Nacht bei ihrer Freundin.

Eva Haußner hat den 1. Preis in der Altersgruppe der 11- bis 12-Jährigen gewonnen.

NACHTS SIND ALLE GANGSTER GRAU

Als ich vor zwei Wochen das Messingschild an meiner Tür polierte, auf dem „Fritz Zwiebel, Privatdetektiv“ steht, eilte ein merkwürdiger Mann die Treppe herauf. Oder sollte ich besser Männchen sagen? Denn dieser kleine Kerl war wahrhaftig kein richtiger Mann. Eifrig, wie ich bin, prägte ich mir erst einmal die Personenbeschreibung ein. „Grauer Schnauzer, Glatze, wasserblaue Augen, circa ein Meter fünfzig Körpergröße, ungefähr sechzig Jahre alt, karierte Hose, das geblünte Hemd schlampig in den Bund gestopft ...“ Ich überlegte und schüttelte den Kopf. Was war denn das für ein komischer Kauz? Das Männlein war inzwischen vor mir stehengeblieben und zupfte sich nervös am Ohrfläppchen. „Bin ich hier richtig bei Schlüsselblume?“, fragte es. „Nein“, antwortete ich, „die Witwe Schlüsselblume wohnt nebenan.“ „Danke!“, fistelte das Männchen und rannte nun ebenso hastig, wie es gekommen war, die Treppe hinab. Dabei fiel ihm etwas aus der Tasche. Schnell bückte ich mich und hielt einen kleinen Gegenstand in der Hand: einen Revolver!

Das konnte jetzt zwei Sachen bedeuten: Entweder, dieser Mann war ein Polizist in Zivil, oder aber ... Ich schluckte. Nein, daran wollte ich gar nicht denken. Und was wollte der Mann von Witwe Schlüsselblume? Ich schluckte noch einmal. Ich war bei der alten Dame schon mehrmals zum Kaffee eingeladen worden und das war wirklich sehr gemütlich gewesen. Auch wenn man sich in ihrer Wohnung kaum bewegen konnte, da die Witwe Porzellankatzen sammelte. Deshalb standen an allen Wänden Vitrinen, Schränkchen und kleine Tische, auf denen Katzen aus allen Ländern der Welt posieren. Meine Gedan-

ken schweiften ab, bis ich mir wieder ins Gewissen rief, dass Witwe Schlüsselblume vielleicht gerade eben in allerhöchster Gefahr schwebte. Schnell zog ich meine Dienstkleidung an, einen beigen Trenchcoat, und eilte in die Nachbarwohnung.

Als ich klopfte, machte mir eine völlig aufgelöste Frau Schlüsselblume die Tür auf. „Was ist denn los?“, fragte ich erschrocken. Doch sie zerknitterte nur ein Taschentuch in ihren faltigen Händen und schluchzte laut auf. Schnell stützte ich sie und ging mit ihr in die kleine Zwei-Zimmer-Wohnung, stets darauf bedacht, ja keine Katze auf den Parkettboden zu stoßen. Im Wohnzimmer ließ sich die alte Frau zittrig in ihrem Ohrensessel nieder, bevor sie erneut aufschluchzte. Sofort schlängelte ich mich an drei großen Vitrinen vorbei, die, wie mir die Witwe mal erzählt hatte, aus einem alten Pariser Herrenhaus stammten, in die Einbauküche. Hier musste doch irgendwo ...? Suchend wanderte mein Blick über die vollgestopften Küchenschränke. Ach da! Erleichtert bückte ich mich ein wenig und holte unter der Anrichte ein kleines Fläschchen Baldrian heraus. Doch Frau Schlüsselblume kam schon zu mir in die Küche gewankt. „Ich brauche Sie“, presste sie zwischen ihren schmalen, zusammengekniffenen Lippen hervor. „Mein größter Schatz ist verschwunden! Meine allerliebste Porzellankatze. Sie ist aus der Ming-Epoche, stammt aus China und ihr Geldwert beträgt über viertausend Euro! Sie müssen sie finden!“ Dann kippte sie um.

Ich konnte nichts mehr anderes tun, als einen Krankenwagen zu rufen. Trotzdem blieb ich bei ihr, bis sie von den Sanitätern auf einer Trage in das Fahrzeug gehoben wurde. Danach schlenderte ich ratlos in meine Wohnung zurück. Wie sollte ich denn eine Porzellankatze finden, mit keinem einzigen Anhaltspunkt? Wie sollte ich denn einen Kriminalfall lösen, ohne dass ich wusste, wie dieses mysteriöse Kätzchen überhaupt aussah? Die einzige Idee, die ich noch hatte, war, dass der sonderbare, spindeldürre Mann mich heute bestimmt nicht zufällig nach der Witwe Schlüsselblume gefragt hatte. Aber wie hieß dieser Mann? Und wo wohnte er? Wann tauchte er wieder hier auf? Bestimmt nie! Dieser Fall war wirklich aussichtslos! „Ich könnte mich

ja nach der alten Frau erkundigen“, überlegte ich mir und wählte die Telefonnummer des Hospitals.

„Ja?“, meldete sich eine Stimme, die wahrscheinlich zu einer strengen Oberschwester gehörte. „Entschuldigung“, antwortete ich, „könnten Sie mir sagen, wie es Frau Schlüsselblume geht?“ „Ich verbinde“, murmelte die unfreundliche Krankenschwester knapp. „Die war aber nicht sehr höflich!“, dachte ich gerade, als auf einmal eine viel freundlichere Stimme am Apparat war. „Hallo?“, fragte eine jüngere Frau, wahrscheinlich eine Auszubildende, „Kann ich Ihnen helfen?“ Ich erwiderte: „Hoffentlich. Sind Sie heute im Rettungswagen mitgefahren, als eine Frau Schlüsselblume aus dem Holunderweg abgeholt wurde?“ „Ja, das bin ich“, informierte mich die nette Stimme, „Sie ist leider gerade nicht ansprechbar, aber auf der Fahrt stammelte sie die ganze Zeit etwas von Drohbriefen! Ich mache mir Sorgen, können Sie da eventuell ein bisschen nachforschen?“ „Selbstverständlich!“, versprach ich. Danach verabschiedete ich mich und legte auf. „Drohbriefe?“, brummte ich, „klingt ja interessant! Dann will ich mich ja gleich einmal in der benachbarten Wohnung ein wenig umsehen. Möglicherweise finde ich ja etwas Verdächtiges.“ Gesagt, getan.

Nachdem ich mir beim Hausmeister einen Zweitschlüssel besorgt hatte, stand ich mit einem komischen Bauchgefühl vor der Wohnung der Witwe. Was würde mich erwarten? Würde ich die Briefe finden? Zuversichtlich sperrte ich die Tür auf. Doch als ich im Flur der zugerümpelten Wohnung stand, überkamen mich schon die ersten Zweifel. Wo sollte ich denn anfangen mit dem Durchstöbern? Das war ja wie die Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen.

Als ich die Tür zum Arbeitszimmer der alten Frau öffnete, wurde mir klar, dass ich es eigentlich gleich aufgeben sollte. Kannte diese Dame das Wort „Ordnung“ denn gar nicht? Überall auf dem Boden verstreut lagen Ordner, Hefte, Bücher, Stifte und diverse andere Büromaterialien. Aber dann erblickte ich, übrigens auch auf dem Boden liegend, einen Schnellhefter mit der Aufschrift „Post & Briefe“. Erleichtert atmete ich auf. Womöglich fand sich dort ein Drohbrief? Und obwohl ich der Rentnerin eine solche Ordnung bis jetzt gar nicht

zugetraut hätte, fand sich dort, nebst Steuererklärungen und Werbe-
post, auch ein höchst zweifelhafter Brief. Er war aus Zeitungsschnipseln
zusammengeklebt und fiel mir sofort ins Auge. Gespannt las ich den
Text. „Ich habe die Mieze in meiner Gewalt! Wenn Sie sie wiederha-
ben wollen, kommen Sie am Mittwoch, den sechzehnten November,
um neunzehn Uhr dreißig in die alte Knödelfabrik! Und vergessen Sie
nicht die dreitausendachthundert Euro Lösegeld! Keine Polizei!“, stand
da. So viel Theater wegen einer albernen Porzellanfigur! Allerdings war
sie für die Witwe anscheinend von großer Bedeutung. Und 3800 Euro
waren für sie sicherlich auch kein Pappenstiel. Bei dieser mickrigen
Rente. „Hoppla!“ Ich stutzte. Sechzehnter November. War das nicht
heute? Wenn ich mich beeilte, war ich in einer Viertelstunde drüben
in der Knödelfabrik. Jetzt war mein Jagdfieber zurückgekehrt. Rasch
griff ich mir den dubiosen Zettel und fegte zurück in meine Kleinwoh-
nung. Fix suchte ich mir die wichtigsten Sachen zusammen und steck-
te meine Dienstwaffe ein. Anschließend spurtete ich so schnell ich
konnte die Treppe hinunter und zur Haustür hinaus. Dort unten stand
mein Moped. Eilig schwang ich mich darauf und schaute noch ein
letztes Mal auf meine Armbanduhr. „Neunzehn Uhr sieben. Das schaffe
ich noch!“, keuchte ich, jetzt schon völlig fertig, und brauste davon.

Ich fuhr so schnell ich konnte, und stöhnte bei jeder roten
Ampel laut auf. Dennoch war kein Mensch und leider auch kein Gangs-
ter zu sehen, als ich um kurz vor halb acht total geschafft auf dem
Gelände der baufälligen Fabrik zum Stehen kam. Ich stieg von mei-
nem Motorroller ab und schlich so leise ich konnte zum Eingangstor.
War da nicht ein Geräusch? „Mach dich nicht verrückt!“, sprach ich
zu mir selbst. Selbstsicher schritt ich in die alte Arbeitshalle, in der
sogar noch ausgediente Laufbänder standen. Wer auch immer hier
herumgeisterte, ich würde ihn erwischen! In der Ferne hörte ich die
Kirchturmglöckchen läuten. Sie schlugen halb acht. Plötzlich sah ich vor
mir eine zwielichtige Gestalt. Sie trug eine Taschenlampe in der Hand
und ich hörte sie immer wieder leise fluchen und fast lautlos brabbeln:
„Wo ist er bloß, wo ist er bloß?“ Moment mal! War das nicht der
kleine Glatzkopf? Ja, natürlich! Er schien irgendetwas zu suchen. Un-

merklich heftete ich mich an seine Fersen. Aber auf einmal war er verschwunden. Spurlos!

Doch da sah ich einen anderen dunklen Schatten. Heute Abend schien es hier ja von Verbrechern nur so zu wimmeln! Diese Erscheinung war jedoch größer und stattlicher als der kleine Zwerg aus dem Treppenhaus. Doch auch er, es war sicherlich ein Mann, trug eine Taschenlampe in der linken Hand. Ich beschattete aber auch ihn und diesmal hatte ich Glück. Er führte mich durch die halbe Fabrikhalle, bis wir an einem, offenbar selbst gebauten, Bretterverschlag ankamen. Sofort versteckte ich mich hinter einer undefinierbaren Maschine. Nun hörte ich ihn irgendetwas brummeln: „Wo bleibt diese alte Schreckschraube denn?“, nuschelte er. „Aha!“, kombinierte ich, „das war also der Drohbriefschreiber! Aber war der schwächliche Wicht dann sein Komplize?“ Als ich noch so überlegte, stieß ich versehentlich mit meinem Schuh gegen einen Stein. Der Ganove schreckte auf. „Ist da wer?“, fragte er misstrauisch. Jetzt erst konnte ich sein Gesicht sehen. Es war grob und von drei langen Narben entstellt. Wäre ich nicht gerade in höchster Gefahr gewesen, hätte ich mich geschüttelt. Er trat einen Schritt auf mich zu. Ich hielt die Luft an. Der Gauner war mir jetzt so nah, dass ich seinen Atem hören konnte. Ich gebe es zu, auch Detektive fürchten sich manchmal. Ängstlich drückte ich mich an die massive Stahlwand der seltsamen Apparatur. Als niemand antwortete, drehte sich der Kriminelle beruhigt um. Plötzlich jedoch stolperte er über etwas, das ich aus der Ferne nicht erkennen konnte. Er fluchte und ich wusste, dass der richtige Zeitpunkt gekommen war. Eilig sprang ich aus meinem Versteck und hielt ihm fordernd meine Pistole unter die Nase. „Wo ist Ihr Komplize? Und wo haben Sie die Porzellankatze?“, knurrte ich ihn an. „Was für ein Komplize?“, fragte er verwirrt, „Das war ganz allein mein Coup!“ Ehe ich ihm antworten konnte, hörte ich eine Stimme, die anscheinend versuchte, bedrohlich zu klingen.

„Hände hoch!“, schnauzte sie mich an, „Sie sind verhaftet!“ Die Stimme sprach mit mir! Verstört drehte ich mich um. Da stand doch tatsächlich der Glatzkopf-Gnom! „Tststs“, machte ich, „Sollte ich eigentlich nicht Sie festnehmen? Oder sind Sie nicht der Kumpane

von diesem Gangster?“ „Was soll ich sein?“, fragte der Winzling irritiert und zückte seine Brieftasche. „Hier, gucken Sie mal!“ Gespannt trat ich einen Schritt näher an ihn heran, ohne das Narben-Gesicht aus den Augen zu lassen. Überrascht betrachtete ich das amtliche Papier in seinen Händen. Das war wirklich ein Detektiv-Ausweis! „Haben Sie den gestohlen?“, erkundigte ich mich erstaunt. „Den? Den hab ich mir ehrlich verdient!“, erwiderte er stolz. „Sie sind Ermittler?“, stotterte ich verblüfft. „Natürlich! Genug gequatscht! Sie kommen jetzt mit mir auf die nächste Polizeiwache!“ Jetzt war ich es, der siegesicher seinen Ausweis aus der Tasche ziehen konnte. „Nicht mich müssen Sie abführen, sondern den hier!“, drängte ich und zeigte mit ausgestrecktem Zeigefinger auf den wirklichen Spitzbuben. „Kommen Sie mit!“, raunte ich diesen an und wir führten ihn geradewegs auf das Polizei-Präsidium.

Dort gestand der Verbrecher uns prompt alles, was wir wissen wollten. „Ich habe die alte Dame schon länger ausspioniert und weiß alles über ihre Gewohnheiten. Ich kenne auch ihre Leidenschaft für Porzellankatzen!“, verriet er Hugo, wie ich den kleinen Mann inzwischen nennen durfte, und mir. „Ich habe Frau Schlüsselblume auch schon seit einigen Wochen bedroht und sie versprach mir, sofort alles zu tun, wenn sie nur ihre Lieblingsmieze zurückbekomme.“ So war das also! Diese Straftat brachte ihm erst einmal fünf Jahre Knast ein. Nachdem Hugo und ich ihn sicher in eine freie Zelle verfrachtet hatten, brachten wir der Witwe, der es schon wieder besser ging, ihre Porzellankatze ins Spital. „Ich bin euch zu tausend Dank verpflichtet, ihr Spürnasen!“, rief sie uns schon zu, als wir ihr Krankenzimmer betraten. Es wurde ein langer und lustiger Besuch und wir wollten überhaupt nicht gehen, doch irgendwann scheuchte uns die strenge Schwester, mit der ich damals am Telefon gesprochen hatte, und die wirklich eine Oberschwester war, hinaus. Aber dann wollte ich noch etwas von Hugo wissen. „Warum sind wir uns eigentlich damals im Treppenhaus begegnet?“, fragte ich ihn, als wir vor dem Krankenhaus standen. „Ach ja!“, erklärte mir Hugo, „Frau Schlüsselblume hat mich, als sie die ersten Erpresserbriefe bekam, als Privatdetektiv engagiert und da woll-

te ich mir den Tatort ein wenig genauer ansehen. Aber als ich dann dich traf, kamst du mir gleich verdächtig vor, und deshalb bin ich lieber gleich in mein Detektivbüro zurückgelaufen.“ Glücklich darüber, dass ich endlich vollkommen aufgeklärt war, lud ich Hugo noch zum Essen ein und mittlerweile sind wir die besten Freunde.

Ach ja, bevor ich es vergesse, die Witwe Schlüsselblume wurde später übrigens auch eine sehr berühmte Detektivin, da sie von der Detektivarbeit so fasziniert war. Ihr habt doch sicherlich schon mal von Miss Marple gehört, oder?

Alina Rothmeier hat den 2. Preis in der Kategorie der 11- bis 12-Jährigen gewonnen.



Jury-Mitglied Robert Hültner bei der Laudatio



Die diesjährigen Preisträger und die Jury

Deutschland – Vorreiter der Globalisierung: Um die Integration von in anderen Ländern geborener und in Deutschland wohnhafter Menschen zu erleichtern, gilt ab heute die Sprachreform, welche die Verwendung von Ironie sowie jeglicher Art von bildlicher Sprache (Redensarten, Sprichwörter, Metaphern, etc.) untersagt. Sie stellt die Weiterführung der Rechtschreibreform des Jahres 1996 dar. Verstöße gegen dieses Gesetz werden mit Freiheitsstrafen geahndet.

Diese Verordnung, die im Newsweb kundgegeben wurde, war der Anfang dessen, wovon ich euch erzähle. Laut der Regierung läutete sie ein neues Zeitalter ein. Sie setzte diese Neuerung mit der Erfindung der Schrift gleich, und maß ihr unendlich viel Bedeutung bei. Es wurden Loblieder auf die Vorfahren gesungen, die ihr durch die Rechtschreibreform den Weg geebnet hatten.

Das Ganze war eine vieldiskutierte Sache. Niemand hatte erwartet, dass die Sprachreform so blitzschnell in Kraft treten würde, denn obwohl sich die Politiker schon fast das ganze Jahr darüber den Mund fusselig geredet hatten, war keine Einigung in Sicht. Deshalb staunten alle Bauklötze, als das neue Gesetz am 31. Dezember 2031 bekannt gegeben wurde.

Meine Eltern waren große Befürworter der Globalisierungspolitik, die keine Innovation scheute, um die einzelnen Staaten einander näherzubringen. Vor allem mein Vater schimpfte unablässig über deren Widersacher, die die Verschiedenheiten der Länder um jeden Preis bewahren wollten. Die Sprachreform war vor ihrer Einführung

Gesprächsthema Nummer 1 gewesen, aber nun, da sie durchgesetzt war, drang einem kaum noch etwas von ihren Gegnern zu Ohren.

Veränderungen gab es auch in der Schule: Der Unterricht in Deutsch und in den Fremdsprachen wurde sterbenslangweilig, denn all die Klassiker und andere Geschichten waren verboten worden, da sie mit Redewendungen ausgeschmückt waren. Und genauso trocken und hölzern wie unsere neuen Lehrbuchtexte klang das Leben jetzt auch im Alltag.

Nach einigen Wochen war die Reform beinahe Normalität geworden. Da viele eine Heidenangst vor den Strafen hatten, versuchten sie auf Teufel komm raus die alten Sprachgewohnheiten abzulegen. Ab und zu wurden allerdings Menschen hinter Schloss und Riegel gesetzt, die sich einer verbotenen Formulierung bedient hatten. Ich stellte zunehmend fest, dass nicht nur ich mich an der neuen Regelung stieß. Nach und nach kristallisierte sich in fast jedem Ort eine kleine Gruppe heraus, der die Sprachreform ein Dorn im Auge war. Die Mitglieder dieser Vereinigungen unterhielten sich aus Protest beinahe nur in bildhafter Sprache. Sie nannten sich die „Retter des Wortschatzes“, oder kurz und bündig RdW. Jeder wusste, dass es sie gab. Die meisten Leute sprachen abfällig über sie. Doch noch hatte niemand einen blassen Schimmer, wer dazugehörte, denn sie hielten sich in der Öffentlichkeit bis auf Plakate mit Parolen wie „Die Regierung bindet uns einen Bären auf!“ sehr bedeckt. Ich interessierte mich brennend für die Retter des Wortschatzes und versuchte, so viel wie möglich über sie in Erfahrung zu bringen. Dabei musste ich jedoch schnell feststellen, dass es kaum erhellende Informationen über sie gab. Im Newsweb wurde nur tagtäglich um „Hinweise zur Ergreifung von Mitgliedern des illegalen Zusammenschlusses ‚Retter des Wortschatzes‘“ gebeten; in den anderen Medien war es ähnlich. Letztendlich war es meine Deutschlehrerin, die mir auf die Sprünge half, indem sie mich eines Tages nach dem Unterricht zur Seite nahm. „Seit der Sprachreform langweilt mich meine Arbeit zu Tode“, erzählte sie. „Ja, schau nicht so erschrocken, ich weiß, dass ich einen bildlichen Ausdruck verwendet habe. Doch ich bin mir ziemlich sicher, dass du mich nicht verpfeifen wirst, nicht

wahr? Denn wir sitzen doch in einem Boot. Du hast immer ohne viel Federlesen Aufsätze geschrieben, aber jetzt sehe ich dich in jeder Arbeit verzweifelt über dein Papier gebeugt mit der Zeit kämpfen!“ Ich fühlte mich ertappt und entgegnete: „Ja, sie haben recht! Ich kann meine Texte auch nicht mehr leiden. Sie klingen so steif und langweilig! Den Unterricht kann man echt den Hasen geben! Die alten Geschichten und Gedichte wurden ja fast alle wegen ‚gesetzwidriger Inhalte‘ verboten! Wir nehmen nur noch eigens als Ideal konstruierten Mumpitz durch!“ Meine Lehrerin nickte. „Eben. Und deshalb schlage ich dir vor, auf die Gefahr hin, dir einen Floh ins Ohr zu setzen, heute Abend um sechs im Heimatmuseum vorbeizuschauen. Halt Ausschau nach dem Notausgang! Wenn du dort etwas gefragt wirst, antworte mit ‚Meine Gedanken in Worte zu kleiden‘. Alles Weitere wird sich ergeben.“ Dann entließ sie mich in die Pause. Mir schwirrte der Kopf, gleichzeitig fühlte ich mich aber auch gebauchpinselt.

Wer wagt, gewinnt. Abends um halb sechs machte ich mich auf die Socken. Meinen Eltern hatte ich von einem Sondertreffen der Film-AG, an der ich teilnahm, erzählt. Auf meinem Weg begegnete ich keiner Menschenseele. Die erste Person, die ich traf, stand sich vor dem Museum die Beine in den Bauch und hielt Maulaffen feil. „Wohin des Weges?“, fragte er mich barsch, nachdem er mir denselbigen abgeschnitten hatte, als ich schnurstracks zum Notausgang gehen wollte. Ich gab die vereinbarten Worte wieder. Er nickte, und würdigte mich keines weiteren Blickes.

Der Notausgang, der jetzt mein Eingang war, führte in einen riesengroßen Raum, in dem altertümliche Möbel ausgestellt waren. Ich sah mich um, doch das einzige Gesicht, das mir entgegenblickte, war das einer Puppe aus dem 19. Jahrhundert. Plötzlich tippte mir jemand auf die Schulter, den ich als Nachbarn meiner Freundin erkannte. „Na, haste Worte, dass du hier auf der Matte stehst, hätte ich mir nicht träumen lassen! Wo dein Vater doch immer auf uns schimpft wie ein Rohrspatz!“, rief er erstaunt. „Jedem Tierchen sein Pläsierchen“, antwortete ich. „Und ich wüsste ganz gerne, wo die anderen sind.“ Er bat mich, ihm auf dem Fuße zu folgen, und führte mich durch einen

Gang die ausgetretenen Stufen hinauf. Dabei offenbarte er mir, dass er sein Brot in einer Partnervermittlung verdiene, wo seiner Ansicht nach blumige Sprache das A und O sei, und die Reform ihm die Arbeit enorm erschwere. Kurz darauf waren wir am Ziel. Ich drückte die Klinke einer schmalen Holztür und fand mich in einem Dachzimmer mit Holzwänden wieder. Ungefähr zwei Dutzend Verschworene saßen im Kreis zusammen. Sie begrüßten meinen Begleiter mit „Hallo, Altes Haus!“ Dann, als sie mich bemerkten, rief ein älterer Herr: „Willkommen im Club! Gut, dass auch ihr junges Gemüse nicht auf unsere Sprache pfeift! Wie du siehst, sind junge Leute hier Mangelware.“

Tatsächlich sah ich mich überwiegend Erwachsenen gegenüber. Nur ein Mädchen war dem Anschein nach jünger als ich. Sie lud mich ein, neben ihr Platz zu nehmen, und verwickelte mich sogleich in ein Gespräch. Nachdem die Letzten eingetroffen waren, wurde die Tür verschlossen und ein junger Mann ergriff das Wort. „Schön, dass ihr alle hier aufgetaucht seid! Ganz herzlich heißen wir auch unseren Neuzugang willkommen.“ Er wandte sich an mich. „Niemand hier gibt seinen gewöhnlichen Namen preis, denn Namen sind alles andere als Schall und Rauch und sie könnten uns zum Verhängnis werden. Auch, wenn du zufällig jemanden hier kennst, zu keinem ein Sterbenswörtchen! Steck dir das hinter den Spiegel! Wir benennen uns auf andere Weise. Dein Begleiter trägt zum Beispiel den Namen Altes Haus, deine Sitznachbarin nennen wir Stille Wasser sind tief, und ich bin Sicher ist sicher. Nun ist es an dir, dir deine Identität bei den Rettern des Wortschatzes zu erwähnen.“ Sicher ist sicher ließ mir einen bedeutungsschweren Blick zukommen. Ich grübelte ein wenig darüber nach, welcher Ausdruck für mich geeignet wäre. Schließlich entschied ich mich für Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Nun, da dieser Punkt abgehakt war, wollte ein Mann namens Alle Wege führen nach Rom uns einen Vorschlag unterbreiten. „Ich arbeite in der Leitung des Newsweb. Wie ihr wisst, sind ja alle Medien verpflichtet, die Kundgebungen der Regierung zu veröffentlichen, aber wenn jemand etwas Entsprechendes zu Papier bringt, könnte ich auch einen Beitrag, der unsere Ansichten widerspiegelt, einschleusen. Ich weiß, dass es ein Drahtseilakt ist, aber

das schert mich nicht die Bohne. Wir müssen für unsere Sache einstehen, sonst ist alles für die Katz“, bot er an. Wir waren Feuer und Flamme, denn eine solche Gelegenheit bot sich den Rettern des Wortschatzes nur alle Jubeljahre, wie Sicher ist sicher mir erklärte. Nur bei der Frage, wer unseren Artikel schreiben sollte, schlichen alle wie Katzen um den heißen Brei herum. Unsere Aushänge in Fußgängerzonen oder an öffentlichen Schwarzen Brettern konnten schließlich jederzeit von x-beliebigen Menschen entfernt werden. Sie stellten für niemanden eine persönliche Gefahr dar, weil keiner wusste, wer Mitglied unserer Gruppe war, doch Propaganda im Internet konnte Alle Wege führen nach Rom in Teufels Küche bringen. Es war bekannt, dass er ein hohes Tier bei Newsweb war, denn auf der Kontaktliste der Seite war der Chefredakteur mit Foto zu sehen. Wir alle kannten seinen Namen und Wohnort, aber er vertraute uns, und fürchtete nicht, wir könnten ihm einen Strick daraus drehen.

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie meine Lehrerin, die hier als Jeder ist seines Glückes Schmied bekannt war, mir einen auffordernden Blick zuwarf. Ich war hin- und hergerissen, fasste mir schließlich jedoch ein Herz. „In Ordnung, ich versuche mein Glück“, sprach ich den Journalisten an. Der gab mir grünes Licht und wies mich an, mich sogleich ans Werk zu machen. Zunächst war ich etwas von der Rolle, sah aber dann die anderen, die mit Bienenfleiß Plakate gestalteten. So ließ ich mir von meinem Auftraggeber einen Digitalblock aushändigen, und legte mich mächtig ins Zeug.

Am nächsten Tag war mein Artikel allgegenwärtig, da das Internet überall verfügbar war. Er schien das Fass zum Überlaufen gebracht zu haben, denn wo man unsere Aufrufe zuvor zumindest toleriert hatte, wurden sie jetzt radikal ausgemerzt. Die ganze Angelegenheit wurde maßlos aufgebauscht: Man schob uns Fremdenfeindlichkeit in die Schuhe und hetzte die Öffentlichkeit gegen uns „Regimegegner“ auf. Erwartungsgemäß waren bei unserem nächsten Retter-des-Wortschatzes-Treffen alle völlig aus dem Häuschen. Wir kriegten uns darüber in die Haare, ob der leitende Internetjournalist und ich Helden waren oder nicht mehr alle Tassen im Schrank hatten, als eine Frau

aus vollem Hals schreiend in den Raum platzte. Uns stockte der Atem, denn was sie da krakeelte, war ungeheuerlich. „Ich war mit Alle Wege führen nach Rom hierher unterwegs. Auf einmal wurden wir von hinten festgehalten. Sie zerrten ihn in ein Auto und fuhren mit einem Affenzahn davon. Da hab ich Fersengeld gegeben und wollte die Polizei alarmieren, aber dann fiel mir ein, dass ich ja irgendwie auch keine weiße Weste habe und ‚Die Polizei, dein Freund und Helfer‘ mich wohl gleich einlochen würde. Ob er aufgefliegen ist?“ „Na, das ist doch sonnenklar!“, rief jemand. „Nachdem wir in den Medien Farbe bekannt haben, wollen sie uns zeigen, wo der Hammer hängt!“ „An deiner Stelle wäre ich auf der Hut“, warnte ein weiterer Retter des Wortschatzes die Zeugin. „Vielleicht wollen die Entführer der Kripo stecken, dass du kein Unschuldslamm bist.“ „Aber die Entführer sind doch die Polizei!“ Noch eine Weile zerbrachen wir uns die Köpfe darüber, ob unser Mitstreiter nun entführt oder von staatlicher Seite unschädlich gemacht worden war, bis endlich die Frage in den Raum gestellt wurde, wie man Alle Wege führen nach Rom wohl helfen könne. Das war nicht einfach, da man ja keinerlei Anhaltspunkte hatte, außer dass die Entführer höchstwahrscheinlich Gegner der Retter des Wortschatzes waren. Nur konnte das im Großen und Ganzen jeder sein, der der Gruppe nicht angehörte. An die Möglichkeit, wir könnten einen Verräter in unserer Mitte haben, wagten wir kaum zu denken. Es schien auch unmöglich, helfende Hände zu finden, da sowohl die Polizei, der ein solcher Fall unter demokratischeren Umständen gemeldet worden wäre, als auch jede andere Organisation, wie beispielsweise die Internetfahndung, auf der Seite des Gesetzes standen. Schließlich wurde festgelegt, dass jeder bis zum nächsten Treffen Augen und Ohren offen halten sollte, und man dann einen Plan schmieden würde. Fest stand jedoch, dass die Sicherheitsvorkehrungen verschärft werden mussten. So wurde zum Beispiel beschlossen, bei jeder Zusammenkunft eine andere Losung zu verwenden, damit sich kein Spitzel einschleichen könne.

Im Laufe der nächsten Woche stellte sich heraus, dass Alle Wege führen nach Roms Verschwinden nicht nur auf Newsweb, sondern

auch in sämtlichen anderen Medien vollkommen vertuscht wurde. Wie konnte das sein? Vermisstenanzeigen standen sonst meist an erster Stelle, und nun, da der Verschollene als Chefredakteur des Newsweb eine bedeutende Persönlichkeit war, hätte ich umso mehr Aufheben erwartet. Suchte überhaupt jemand nach ihm? Wurden die Medien manipuliert? Oder steckten die Entführer (falls sie eine gewöhnliche Verbrecherbande waren) etwa mit ihnen unter einer Decke?

Natürlich war das nicht nur mir aufgefallen, und so stand das nächste Retter-des-Wortschatzes-Treffen ganz im Zeichen der Rettungspläne für unseren Vermissten. Wir zermarterten uns die Köpfe darüber, wo er sich wohl aufhalten könnte, kamen aber auf keinen grünen Zweig. Schließlich hatte Altes Haus einen Geistesblitz: Einer von uns sollte sich bei Alle Wege führen nach Roms Frau als Kollege ausgeben und ihr unter dem Vorwand, mit ihrem Mann etwas besprechen zu wollen, Löcher in den Bauch fragen. Ihren Wohnort kannten wir ja durch die Kontaktliste des Newsweb. So kam der Vorschlag relativ gut an, nur schien der Vorwand einer Besprechung ein wenig aus der Luft gegriffen, da so eine Sitzung eher im Büro stattgefunden hätte. Irgendjemandem fiel plötzlich ein, dass Praktikanten sich Neugierde wohl eher erlauben könnten, und meinte, jemand könne sich als ein solcher ausgeben, und behaupten, er habe den Chefredakteur im Büro erwartet, aber nicht angetroffen. Bei diesen Überlegungen schwante mir bereits, auf wen das Los fallen würde, denn an diesem Abend waren alle Anwesenden außer mir zu alt, um Praktikanten zu sein. Und da ich mich nicht mit Händen und Füßen wehrte, behielt ich recht.

Am nächsten Nachmittag stand ich also bei Alle Wege führen nach Roms Frau vor der Tür und sagte mein Sprüchlein auf: Ich würde ein Praktikum bei Newsweb machen und hätte am Morgen über einige Dinge informiert werden sollen, der Chefredakteur sei allerdings nicht anwesend gewesen. Ob seine Frau mich zu ihm führen könne? Darauf antwortete sie mir mit zitternder Stimme, ihr Mann sei leider nicht zu sprechen und würde voraussichtlich auch in nächster Zeit nicht an seinem Arbeitsplatz erscheinen. Ich rechnete nicht mit weiteren Informationen, bedankte mich, und schlug den Weg zur Polizeistation ein.

Der Bruder einer Klassenkameradin war Polizist, und ich baute darauf, dass er mir Auskunft geben würde. Als ich mich jedoch nach dem Vermissten erkundigte, teilte man mir mit, die Suche sei eingestellt worden. Ich fragte, weshalb, doch der Beamte wollte nicht mit der Sprache heraus. Erst als ich nach einer Viertelstunde immer noch nicht lockerließ, erfuhr ich, dass die Polizei Anweisungen von oben bekommen hatte, die den Vermissten bezichtigt hatten, ein Retter des Wortschatzes zu sein. Der Polizist trieb es auf die Spitze, indem er meinte: „Wenn er wirklich zu der verbotenen Gruppe gehört, ist es absolut legal, ihn zu verhaften.“

Das war die Höhe! Nicht genug damit, dass Alle Wege führen nach Rom wie ein Verbrecher behandelt wurde, nach dem neuen Gesetz war er wirklich einer! Und zusätzlich eröffnete uns meine Lehrerin bei unserem nächsten Treffen, dass sie einen anonymen Anruf erhalten hatte, der in etwa besagte, dass sie ihren Job verlieren und unser Freund seine Freiheit nie wieder bekommen würde, sofern wir die Retter des Wortschatzes nicht sofort auflösten. Nun steckten wir in der Zwickmühle. Diese Worte klangen ziemlich offiziell, sodass unser Verdacht, die Regierung oder eine ähnliche Organisation könnte mit der Entführung zu tun haben, sich erhärtete. Und einige von uns zogen wirklich in Erwägung, unsere Treffen einzustellen. Dagegen wurde jedoch vehement protestiert. Wem das Herz in die Hose gerutscht sei, der könne ja Leine ziehen, hieß es nur. Denn es schien uns klar wie Kloßbrühe, dass eine eventuelle Auflösung dem Vermissten keineswegs helfen würde. Schließlich könnte er nach seiner Freilassung etwas über die Entführer verlauten lassen. Etwa ein Drittel der Anwesenden ließ uns tatsächlich sitzen. Der eiserne Kern, der übrig geblieben war, fällte den Entschluss, den Entführern ebenfalls eine Nachricht zukommen zu lassen: Der Satz „Wenn ihr glaubt, uns in die Tasche stecken zu können, habt ihr euch geschnitten“ und Ähnliches wurde auf die unterschiedlichsten Arten publiziert. Wir hofften, dass er den Verantwortlichen so ins Auge springen würde. Und damit hatten wir ins Schwarze getroffen. Allerdings wurden wir von allen Seiten regelrecht verteufelt. Zudem wurden überall Späher eingesetzt, die den Sprachge-

brauch der Bevölkerung überwachten. Wem ein Sprichwort oder Ähnliches herausrutschte, der war garantiert spätestens am nächsten Tag unauffindbar. Jeder konnte ein Spitzel sein und jeder ein Retter des Wortschatzes. Es war, als sei mit der Bildsprache auch das Vertrauen abgeschafft worden.

Und im Grunde hat sich auch jetzt, nach vielen Jahren, nicht viel daran geändert. Aber wie ihr ja wisst, treten wir jetzt immer stärker in der Öffentlichkeit auf. In unseren Augen ist die Sprachreform nicht im Sinne der Globalisierung, sondern schränkt nur die sprachliche Vielfalt ein. Und das sind zwei Paar Schuhe. Wir fordern jetzt, als Partei zugelassen zu werden. Vielleicht könnten wir dadurch die Situation hier etwas verändern. Und was das Entführungsoffer betrifft, haben wir jetzt einige Polizisten als Mitglieder, die sich inoffiziell mit der Suche nach ihm beschäftigen. Natürlich ist das alles eine ziemlich harte Nuss, denn wie ihr wisst, haben die Vertreter der Globalisierungspolitik noch immer alles in der Hand. Mir ist vollkommen bewusst, dass ich als Deutschlehrkraft mich hier womöglich um Kopf und Kragen rede. Doch das nehme ich in Kauf. Ich möchte, dass ihr, meine Schüler, versteht, dass ich meinen Beruf in der Hoffnung ergriffen habe, die Sprachreform werde zurückgenommen. Ich bin mir sicher, dass das früher oder später eintreten wird. Denn wo ein Wille ist, ist auch ein Weg!

Xenia Valeth hat den 1. Preis in der Altersgruppe der 13- bis 14-jährigen gewonnen.



Die Moderatorin Daniela Arnu (li) und die Schirmherrin Michaela May (re)



Qual der Wahl: alle Schreibtischtäter dürfen sich ein Buch aussuchen

NACHTWÄCHTER MIT GESCHMACK

23:58

„Aggressives Colorwaschmittel zerstört Waschmaschine von koreanischer Rentnerin“ liest John Hooks auf dem Titelblatt einer zerknitterten „London News“. Meldungen dieser Art erfreuten John immer, da die Zeitungen sie nur drucken, wenn wirklich überhaupt keine schrecklichen Dinge auf der Welt geschehen sind und im Moment weder einzelne noch Tausende Menschen zu betrauern sind. Aber auch solche Schlagzeilen machen den Dienst eines Nachtwächters im „Museum of Postmodern Art“ nicht gerade unterhaltsam. Dennoch will er sich soeben in diesen wenig Spannung versprechenden Artikel vertiefen, als das Deckenlicht nervös zu flackern beginnt. Stutzig geworden sieht er zur fahlen Leuchtstofflampe hinauf. Die Röhre blinkt noch ein einziges Mal kurz auf, dann erlischt das Licht im Kontrollraum mit einem jämmerlichen Zischen gänzlich. John erhebt sich, stößt sich in der Dunkelheit das Knie an seinem Schreibtisch, unterdrückt tapfer einen Schmerzensschrei und wankt zur Tür. Im Lichtkegel seiner Taschenlampe sucht er sich den Weg zu den Sicherungskästen im Keller. Beim Durchqueren der Eingangshalle vernimmt er ein Rumpeln, wie wenn jemand Möbel verrückt, aus dem ersten Stock. Dort befinden sich die Ausstellungsräume und im Moment sind dort die Werke des sehr angesagten vietnamesischen Künstlers Anh Tu Dao zu bewundern. Bekannt geworden ist er dadurch, dass er mit einem Laserstrahl Löcher in Leinwände brennt und sie dann teuer, sehr teuer, verkauft. John Hooks kann diese Bilder überhaupt nicht ausstehen und versucht sie so gut wie möglich zu meiden. Dennoch betritt er heute diesen Raum.

Seine Augen schweifen nur kurz über das Geschehen im Raum: Vier Männer in schwarzen Sturmhauben hängen die metergroßen Kunstwerke von den Wänden, verpacken sie in weiche graue Filzdecken und stapeln sie in der Mitte des Raumes. Ein Einbruch! John will gerade auf sie zulaufen und sie irgendwie an ihrem Tun hindern, da trifft ihn schon der gezielte Schlag eines Holzknüppels auf den Hinterkopf. Unsanft fällt er zu Boden. Das Letzte, was er sieht, ist ein schwarz-weißer Lackschuh mit einem geschwungenen Muster aus vielen kleinen Löchern. „Der ist k. o.! Rhino, los, fessle ihn sofort, bevor er uns noch aufwacht!“

0:06

Robert Graham stürzt aus seinem Wagen. Normalerweise hätte er heute überhaupt keinen Dienst, aber John Hooks, sein Nachtwächterkollege, hat ihn inständig gebeten, ihn um Mitternacht abzulösen. Er hat gesagt, dass er dringend noch einmal mit seiner Frau Mary reden müsse, weil sie vorhätte, ihn endgültig wegen eines kolumbianischen Rumbatänzers zu verlassen. „Verdammt, schon sechs Minuten zu spät!“ Hastig stapft er die Stufen zum großen, massiven, eisenbeschlagenen Holztor hinauf. Im Laufen noch kramt er seinen Schlüsselbund aus der linken Hosentasche, was aber gar nicht nötig gewesen wäre, denn die Tür ist unverschlossen! „Nun ist höchste Vorsicht geboten!“, schießt ihm einer der wichtigsten Lehrsätze seiner Nachtwächterausbildung durch den Kopf. Seinen ganzen Mut zusammennehmend betritt er das Gebäude. In der riesigen, dunklen Eingangshalle bleibt er erst einmal stehen und lauscht: „Du bescheuerter Vollidiot! Du musst das viel sorgfältiger einpacken! Für beschädigte Bilder kriegen wir garantiert nie und nimmer Geld! Pass gefälligst auf, du elender Trottel!“ Robert Graham schleicht die Stufen in den ersten Stock zu den Räumen der Sonderausstellungen hinauf, aus denen dieser Dialog zu kommen scheint. Oben sieht er Taschenlampen blitzen. An der Ostwand vor einer Heizung lehnt sein Kollege John Hooks! Er ist gefesselt und geknebelt, aber immerhin sieht es aus, als ob er lebte! Die leeren Wände, die ver mummten Personen, obwohl nicht besonders helle, zählt

Robert Graham hier eins und eins zusammen: Kunstraub! Er dreht sich um, schleicht die Treppe wieder hinunter. Zügig überquert er in der kühlen Nachtluft die Miss Marple Road; fünfzig Meter weiter befindet sich schon das Londoner Polizeirevier „Scotland Yard“. Direkt dorthin zu laufen ist mindestens ebenso schnell und wesentlich effektiver, als das Handy zu zücken, denkt er.

0:10

Langsam und fast geräuschlos, mit ausgeschalteten Scheinwerfern, rollen die blau-weißen Polizeiwägen von „Scotland Yard“ vor das Museumsgebäude. Zahllose Polizisten springen flink aus ihren Fahrzeugen. Eine kleine Gruppe aus drei Polizisten gelangt unbemerkt in den Keller. Ihre Aufgabe ist es, möglichst schnell den Alarm und die Stromversorgung wiederherzustellen. Ein hartes Stück Arbeit: Die Kabel im Sicherungskasten sind offensichtlich willkürlich gekappt.

Zur gleichen Zeit sind oben im ersten Stock alle Kunstwerke transportbereit. „Skarabäus, bring die Sachen in den schwarzen Van hinterm Haus! Wir verwischen hier noch schnell die Spuren, dann aber nichts wie weg!“, erhebt einer der Männer mit einer schwarzen Haartolle, den die anderen respektvoll „King Elvis“ nennen, das Wort. Rhino, ein etwas schwächerer Typ, hält seinem voll bepackten Kollegen die Tür auf und folgt ihm dann hinaus zum wartenden Fluchtfahrzeug. Rhino schreitet gerade über die Schwelle, da gehen im ganzen Gebäude die Lichter wieder an. „Scheiße, irgendjemand ... vielleicht sogar ein Bulle, hat den Saft wieder angedreht!“ Little Boy, der dem Boss geholfen hat, Fingerabdrücke abzuwischen, will gerade zur Tür hinaus. Doch King Elvis hält zurück. „Diese Tür hier ist alarmgesichert! Wenn du jetzt da raus rennst, haben sie uns sofort!“ – „Mann, Boss, hier drinnen ist es ja wohl auch nicht besser! Hier kriegen sie uns ganz bestimmt nicht weniger schnell!“ „Ich geb zu, die Chancen sind nicht gerade hervorragend, aber vielleicht können wir uns ja irgendwo verstecken ...“

0:12

Die Polizisten stürmen, Waffen im Anschlag, die Treppe nach oben, aber sie finden nur einen leeren Ausstellungsraum und eine weit geöffnete Tür zum Hinterausgang vor. Ein Team aus zwei Notärzten wird sofort zu John Hooks geschickt, der immer noch bewusstlos an der Heizung lehnt. „Jungs, wie es aussieht, haben sie es noch nach draußen geschafft, bevor der Alarm wieder aktiviert war! Die Dienstvorschriften legen jedoch strikt fest, das ganze Gebäude akribisch zu durchsuchen, ob die Verdächtigen sich vielleicht doch noch irgendwo im Gebäude befinden. An die Arbeit, Männer!“, spricht der Einsatzleiter, Richard Mornington, in lautem Befehlston. In jeden Raum und in jedes kleine Kämmerlein des Museums wird schnell ein Blick geworfen. Konzentriert sind die Beamten aber hauptsächlich auf ihre Gespräche: über das bevorstehende Fußballspiel Chelsea gegen Manchester United oder die gestrige Dokumentation über Jack the Ripper auf „Channel 3“. Es ist ihnen anzusehen, dass sie nicht im Entferntesten daran glauben, die Einbrecher noch hier im Museum aufzuspüren. Mit etwas mehr Engagement hätten sie vielleicht eine leicht verschobene Deckenplatte entdeckt, hinter der sich ein etwa sechzig Zentimeter hoher Deckenzwischenraum für Elektrokabel und Lüftungsleitungen befindet ...

2:17

John Hooks öffnet die Augen. Er befindet sich in einem Krankenzimmer im nahegelegenen „City Hospital“. Zuerst hört er nur das gleichmäßige Fiepen eines medizinischen Gerätes, an das er angeschlossen ist, dann die freundliche Stimme einer rotbäckigen, beleibten Krankenschwester in weißem Kittel: „Wurde ja auch Zeit, dass Sie wieder zu sich kommen! Sie waren zwei Stunden lang ohne Bewusstsein. Ich habe mir schon Sorgen gemacht, dass Sie gar nicht mehr aufwachen. Na, wie geht es Ihnen denn? Wollen Sie etwas trinken? Das wird Ihnen guttun.“ John beteuert, dass es ihm bis auf den brummenden Schädel ganz gut gehe, und bittet um eine Tasse Earl-Grey-Tea ohne Zucker. Bald darauf schläft er wieder ein.

8:05

John geht es mittlerweile wieder so gut, dass er aus dem Krankenhaus entlassen werden konnte. Weil er so neugierig darauf ist, was die Polizei mittlerweile über den Einbruch herausgefunden hat, begibt er sich geradewegs zum Museum of Postmodern Art. Die dürre, grauhaarige Frau am Eintrittskartenschalter grüßt ihn genauso unfreundlich wie sonst auch. Die Besucher stehen wie jeden Tag in der großen Haupthalle und betrachten die Skulpturen berühmter Künstler aus aller Welt. Das einzige Ungewöhnliche: Rot-weiße Absperrbänder verhindern den Zutritt zum ersten Stock. John bückt sich, um einen gelockerten Schnürsenkel zu binden. Dabei fällt sein Blick zufällig auf die Schuhe der Person, die neben ihm steht: dieselben durchlöcherten Lackschuhe, die er in der Nacht schon einmal gesehen hat! Er blickt zwei Männern nach. Sie steigen hastig, sich immer wieder umblickend, zu zwei anderen Männern in einen schwarzen Lieferwagen, der an der Straßenecke wartet. John Hooks schwingt sich, so schnell sein immer noch brummender Schädel das zulässt, auf sein Fahrrad, das seit gestern Abend an der Museumswand lehnt. Er nimmt die Verfolgung auf, die zum Glück nur drei Straßen weiter endet. Die vier Männer steigen aus und setzen sich in eine italienische Eisdiele. Auch John bestellt sich zwei Kugeln Schoko-Pistazieneis und lässt sich außer Atem auf einen Stuhl fallen. Soll er jetzt die Polizei rufen? Damit sie mit Blaulicht angerast kommt, die Verbrecher festnimmt und die hässlichen Bilder mit den Brandlöchern wieder an ihren ursprünglichen Platz zurückbringt? Wo er sie wieder jeden Tag sehen muss? Nein, DAS will er nicht! Entschieden erhebt er sich und wünscht im Vorbeigehen den Männern grinsend: „Viel Spaß noch mit euren Bildern!“ Er schiebt die Eisdientür auf. Die daran befestigten Glöckchen bimmeln kläglich. Aufrecht setzt er sich auf sein Fahrrad und radelt nach Hause in der Hoffnung, dass seine Frau auf ihn wartet.

Epilog

John Hooks betritt den Kontrollraum. Seit dem Einbruch vor einem Monat ist er komplett neu mit High-Tech-Sicherheitsgeräten ausge-

stattet. Er setzt sich auf seinen alten, durchgesessenen drehbaren Bürostuhl und betrachtet lächelnd die „London News“, die sein Kollege Robert Graham von der Tagschicht liegengelassen hat. „Pralinen mit aufgemalten Clownsgesichtern verängstigen Hunde in der ganzen Stadt!“ Etwas Weißes blitzt unter dem dünnen Zeitungspapier hervor. Ein Umschlag ohne Absender, auf dem sein Name steht, aus ausgeschnittenen Zeitungslettern zusammengesetzt. Nachdem er ihn ein paar Mal hin und her gewendet hat, reißt er ihn zögerlich auf. Ihm fallen 4000 Pfund entgegen. „Danke, dass du uns nicht verpiffen hast!“, liest er auf dem beiliegenden Zettel. Auch diese Worte sind aus geklebten Buchstaben. John Hooks schmunzelt in sich hinein. Davon wird er seiner Frau ein schönes Schmuckstück kaufen, vielleicht kann er sie so ja überzeugen, wieder zu ihm zurückzukehren ...

Paul Niemeier hat den 2. Preis in der Altersgruppe der 13- bis 14-Jährigen gewonnen.

Christo Bairamides, Erica La’Rocca, Korbinian Jürgens, Stefan Steiner

DER MORD IM GROSSTADTDSCHUNDEL.

**Die vier Guardinischüler für alle Fälle:
Korbinian, Erica, Christo und der Anführer Stefan**

Eines Tages, am 24. August 1990, ereignete sich gegen 22.30 Uhr irgendwo im Süden von Afrika ein mysteriöser Mordfall.

Weit entfernt von diesem Tatort, mitten im Süden von München, freuten sich die vier Guardinischüler Korbinian, Erica, Christo und Stefan am Flughafen in München auf ihre Namibia-Safari. Auf einer Farm namens Okatumba-West, östlich vom Flughafen Windhoek, durften sie eine Gruppe der Nharo San besuchen, die dort ihr eigenes „lebendes Museum“ geschaffen hatte. Die Schüler waren schon ganz gespannt auf diese Begegnung. Die Nharos machen alle Besucher mit ihrer traditionellen Kultur bekannt und eine Sache, auf die sich die „Vier Guardinischüler für alle Fälle“ besonders freuten, war, das Fährtenlesen von ihnen richtig erlernen zu können und auch das Fallenstellen, oder wie man seinen eigenen Pfeil und Bogen herstellt. Alle vier waren vor dem Abflug ziemlich nervös. Sie hatten nämlich an einem Schreibwettbewerb teilgenommen und waren überglücklich, weil sie den ersten Preis, eine Reise nach Namibia, gewonnen hatten, in ein afrikanisches Land, das mehr als doppelt so groß ist wie Deutschland. Das Thema dieses Wettbewerbs war „Ein fernes Land“. Dazu hatten sie ganz viele Informationen über Menschen und Tiere, die in Afrika leben, gesammelt, gelesen und aufgeschrieben. Auf diese Weise hatten sie auch erfahren, dass es in Namibia deutsche Restaurants gibt und man sich oft auch deutsch verständigen kann, obwohl die offizielle Landessprache Englisch ist.

Am ersten Reiseziel in Windhoek, der Hauptstadt des Landes, endlich angekommen, wurden die vier glücklichen Schüler von einem Fahrer in einem Taxibus abgeholt, der sie in ein nahegelegenes kleines Gästehaus namens „Puccini Guest House“ brachte.

Nachdem sie alle ausgepackt und etwas gegessen und getrunken hatten, schaltete Stefan das Radio ein und sie hörten sich alle zusammen die Nachrichten des Tages über die Deutsche Welle an. Da erfuhren sie plötzlich, dass in einem Vorort von Windhoek, in Katutura¹, Hans Horst mit Pfeil und Bogen kaltblütig ermordet worden war.

Der Pfeil war zuvor in das Gift einer südafrikanischen Baum-
schlange eingetaucht worden. Hans Horst war eigentlich Journalist
gewesen, hatte sich selbst aber als „Hobbybiologe und Pflanzenforscher“
bezeichnet. Die Schüler erfuhren später, dass Hans Horst nie spazieren
gehen konnte, ohne sich irgendwelche Notizen zu Pflanzen zu ma-
chen, wenn er diese im Wald oder in einem Park entdeckt – und vorher
noch nie gesehen – hatte.

In den Nachrichten hieß es weiter, dass manche Forscher und
Ermittler glaubten, dass dieser Mordfall sich wohl wegen der seltenen
Pflanze „Angala“ ereignet hatte. Man wusste aber noch nicht, wer Hans
Horst getötet hatte. Christo schaltete nach diesen Meldungen blitz-
schnell das Radio aus. Korbinian, mit dem Spitznamen „SonderE“, das
bedeutet „Sondereinheit“, hatte einen Entschluss gefasst. Er rief ganz
laut: „Wir müssen sofort nach Katutura – an den Ort des Verbrechens!
Los!“ Erica und Christo stimmten ihm zu. Gesagt, getan! Nachdem
sie Cosmas, dem freundlichen Taxifahrer, erzählt hatten, dass es für
sie lebenswichtig sei, an diesen Ort zu gelangen – unverzüglich und
sofort, ließ dieser sich schließlich doch überreden und fuhr mit den
Kindern in die besagte Region. (Allerdings hatte er einen befreundeten
Polizisten über dieses Vorhaben informiert, damit keiner denken wür-
de, dass er die Sieger des Schreibwettbewerbs aus Deutschland womög-

1 Der Name des Vorortes – Katutura – ist ursprünglich ein Herero-Wort und
bedeutet in etwa „Der Ort, an dem wir nicht bleiben wollen“.

lich noch entführen und dafür Lösegeld verlangen würde.) Die Wege bis zur Hüttensiedlung von Katutura waren recht steinig und staubig. Aber schließlich kamen sie zu dem abgesperrten Tatort. Die Leiche des ermordeten Hans Horst war hinter einer der Wellblechhütten entdeckt worden, in denen viele Menschen ohne Strom- und Wasserversorgung leben. Die cleveren Schülerdetektive aus Deutschland wollten eigentlich die Absperrung ohne zu zögern durchbrechen, doch der Sicherheitsdienst vor Ort ließ das natürlich nicht zu und verwehrte ihnen einfach den Durchgang. Der Taxifahrer murmelte irgendetwas auf Afrikaans und wandte sich dabei an einen der Polizisten. Dieser nickte kurz und warf den Schüler-Ermittlern einen freundlichen Blick zu. Nachdem diese sich über ihre weitere Vorgehensweise schnell untereinander abgesprochen hatten, zogen sie ihre Ausweise ruckartig aus der Tasche und riefen wie aus einem Munde: „Die vier Guardianischüler für alle Fälle: Korbinian, Erica, Christo und der Anführer Stefan!“ Daraufhin trat der Sicherheitsdienst tatsächlich zurück und ließ die Schüler durchgehen. Der Taxifahrer war früher im Polizeidienst gewesen und hatte seinem Ex-Kollegen von der erfolgreichen Detektivarbeit der Kinder in Deutschland berichtet, wie sie einen Taschendieb in der U6 aufgespürt, verfolgt und schließlich der Polizei ausgeliefert hatten. Der aktuelle Fall war natürlich nicht vergleichbar. Schließlich handelte es sich hierbei um einen echten Mord! Die Beamten der Spurensicherung hatten ihre Aufgabe bereits erfüllt und die Leiche war schon abtransportiert worden, sodass ihnen der Anblick des Toten erspart blieb. Ganz in der Nähe des Tatorts erklärte ein Beamter von der Spurensicherung: „Die Fingerabdrücke sind von einem Forscher namens James Forest. Der ehrgeizige Forscher, der mehr als einen Kollegen getötet haben soll, weil er an seltene Forschungsmaterialien herankommen wollte“. Plötzlich schrie Korbinian: „Da hinten! Hinter dem Baum ist irgendetwas mit einem Bogen. Ich hab ihn genau gesehen!“ Die Beamten von der Spurensicherung umzingelten sofort den besagten dicken Baum – und tatsächlich! Er saß in der Falle. Es war wirklich James Forest, der noch verzweifelt und vergeblich versuchte, davonzukommen. Der Täter wurde sofort festgenommen und abgeführt. Spä-

ter gratulierten die Polizeibeamten den Guardinischülern und sagten: „Ihr habt echt gute Arbeit geleistet. Dafür werdet ihr eine Belohnung bekommen.“ Alle vier freuten sich riesig über ihren Erfolg. Sie waren natürlich gespannt auf die Belohnung und Erica fragte neugierig: „Was bekommen wir denn eigentlich?“ „Wartet mal ab!“, war die knappe Antwort. Drei Wochen später, als sie längst wieder zu Hause angekommen waren, erhielt Stefan einen Anruf von der Polizeiinspektion 41 in München. Der Kontaktbeamte stellte sich seiner Mutter vor und sagte: „Grüß Gott, Frau Steiner, mein Name ist Franz Bauer vom PI 41, Polizeiinspektion Großhadern. Es geht um Ihren Sohn.“ „Meine Güte, was ist denn mit ihm passiert? Was hat er angestellt?“, fragte Frau Steiner leichenblass und ganz aufgeregt. „Keine Sorge, Frau Steiner, beruhigte sie der freundliche Polizist. Ihr Sohn hat mit seinen Klassenkameraden was Großartiges geleistet. Sie werden es kaum glauben. Deswegen komme ich gleich mit einer Überraschung zu Ihnen“. Es war Freitagnachmittag und die „Vier Guardinischüler für alle Fälle“ hockten mal wieder zusammen bei Stefan, als es klingelte und Herr Bauer vor der Tür stand. Frau Steiner öffnete ihm und bat die vier nach unten zu kommen, um einen Brief des Polizeibeamten entgegenzunehmen. Korbinian durfte ihn öffnen und strahlte. In dem Kuvert war ein Scheck, der auf den Betrag von 4000,- Euro ausgestellt war. Korbinian winkte stolz mit dem Scheck und fragte: „Ist der wirklich echt?“ „Ich werde mich hüten und falsche Schecks ausstellen“, sagte der Beamte und grinste. Frau Steiner musste sich setzen und meinte: „Was hat das alles zu bedeuten? Hat das etwas mit eurer Spurensuche in Afrika zu tun? Was ist denn da noch alles passiert?“ Sie schaute unsicher und verwirrt in die Runde. Dann lächelten die „Vier Guardinischüler für alle Fälle“ und sagten zusammen: „Das ist eine lange Geschichte ...“

Schülerinnen und Schüler der 6. Klasse Hauptschule an der Guardinistraße haben aus ihren Manuskripten diesen Krimi zur Veröffentlichung ausgesucht und bearbeitet.

DIE MAKE-UP-KATZE

Ich wohne in Island. Genau genommen, in Reykjavik. Eigentlich bin ich ja Deutsche. Mein Vater hat hier einen Job gefunden. Vor drei Jahren wurden in dieser Region dringend Ärzte gesucht und meine Eltern beschlossen, hier in Reykjavik eine ärztliche Gemeinschaftspraxis zu gründen. Wir haben zuerst die isländische Sprache erlernt und nun wohnen wir schon seit einem Jahr hier! Oft ist es nebelig und kalt.

Übrigens, ich heiße Marie. Hier in Island gibt es viele nette Leute. Natürlich habe ich auch schon einige gute Freunde gefunden, die in meinem Alter sind und mit denen ich mich häufig treffe und „abhängen“. Manchmal lösen wir als Detektive wirklich knifflige Fälle. Wir nennen uns: MBH. M steht für Marie, B für Björn und H für Hröön. Im letzten Jahr haben wir sogar einen Kaufhausdieb gestellt. Irgendwann, als wir mal wieder in meinem Zimmer zusammensaßen, brachten wir meiner Katze, Mira, verschiedene Kunststücke bei. Jetzt wundert ihr euch wahrscheinlich: Einer Katze Kunststücke beibringen? Wieso denn das? Dazu muss ich sagen: Mira kann man nicht als gewöhnliche Katze bezeichnen. Sie ist extrem klug, und anders als andere Katzen. Ich habe sie vor genau einem Jahr bekommen – sozusagen als Trostpflaster, weil mir der Abschied von meinen Freunden und Klassenkameraden doch ziemlich schwergefallen ist. Jedenfalls kann man Mira, glaube ich, ebenso tolle Tricks und Kunststücke beibringen, wie einem cleveren Hund. Der Tag, an dem wir ihr wieder einige Trickereien beigebracht hatten, verging wie im Flug und es war schon bald Nacht.

Am nächsten Tag, als ich aufwachte, bemerkte ich, dass Mira fehlte. Ich suchte überall nach ihr, doch ich konnte sie einfach nir-

gendwo finden. Ich vermutete, dass sie auf Mäusejagd gegangen war. Als sie dann aber am Abend immer noch nicht da war, machten wir uns große Sorgen. Alle MBH-Mitglieder fertigten Steckbriefe mit einem Foto von Mira an. Wir haben natürlich dem Finder auch eine Belohnung versprochen. Einen Tag später meldete sich eine alte Dame und berichtete ganz aufgeregt, dass sie glaubte, meine Mira im Björkpark entdeckt zu haben. Wir rannten so schnell, wie wir konnten in den Park. Und tatsächlich! An der angegebenen Stelle fanden wir Mira mit ihrem blauen Halsband – allerdings war sie tot! Beim Anblick meiner Katze liefen mir die Tränen über das ganze Gesicht. Doch es gab nirgendwo Spuren von Blut zu sehen. Kurze Zeit später begruben wir sie in unserem Garten. Björn ist handwerklich sehr geschickt und hat für Mira extra ein Holzkreuz geschnitzt. Meine Eltern meinten noch: „Wahrscheinlich hat sie irgendetwas Giftiges gefressen.“ Diese Überlegung heiterte mich natürlich auch nicht auf. Als ich mitten in der darauffolgenden Nacht aufwachte und nicht mehr einschlafen konnte, ging ich auf unseren kleinen Balkon, um mir die Sterne anzusehen. In der nicht zu weit entfernt gelegenen alten Make-up-Fabrik brannte noch Licht und aus einem der Schornsteine stieg Rauch in die Luft empor. Es schien mir, als hörte ich ein klägliches Miauen. Ich zog mich sofort an und lief zum Nachbarhaus, in dem Björn und Hröön wohnen, die Geschwister sind. Ich klopfte aufgeregt an ihr Fenster. Hröön kam und öffnete es. Er sah ziemlich müde aus. „Zieht euch sofort an!“, rief ich aufgeregt. Zehn Minuten später kamen sie raus und Hröön fragte: „Was hast du vor?“ „Wisst ihr noch“, erklärte ich, „neben dem Björkpark, da ist doch eine Make-up-Fabrik. Dort machen sie wahrscheinlich Tierversuche! Wer weiß, weshalb Mira wirklich tot ist?“ „Hast recht“, stimmte mir Björn zu und das Gespräch war beendet. Wir liefen sofort los. Als wir endlich vor der Fabrik standen, hörten wir wieder dieses klägliche Miauen. Wir wagten uns so dicht wie möglich an das alte Fabrikgelände heran und schlichen mutig und leise in den dunklen Eingangsbereich hinein, der noch weit genug von dem Fenster entfernt war, aus dem uns schummrige Licht

entgegen schien. Wir konnten gerade noch erkennen, dass viele große Behälter und riesige Metallkisten in diesem Lagerraum gestapelt waren. Kurz darauf hörten wir Schritte. Ein älterer Herr mit weißem Kittel und langem Bart kam aus dem Nebengebäude heraus und trug ein Tier auf dem Arm – vermutlich handelte es sich um einen Wissenschaftler und eine tote Katze. Er warf sie einfach über den Zaun! Dann ging er wieder rein. Die MBH schlich ihm natürlich äußerst vorsichtig hinterher. Da machte es plötzlich „klirr“! Oh, oh, Hröön hatte versehentlich irgendetwas aus Blech umgestoßen! „Schnell!“, rief ich, „Wir beide lenken ihn ab und Björn verständigt die Polizei!“ Björn hat nämlich bei jedem Einsatz sein Handy dabei. Der Wissenschaftler verfolgte Hröön und mich. Wir wechselten die Richtung und versteckten uns beide in einem dichten Gebüsch, in der Nähe des Hinterausgangs. Von dort aus konnte man das beleuchtete Fenster noch erkennen. Irgendjemand musste es geöffnet haben. Wir hörten einen Mann plötzlich lautstark schimpfen. Ein anderer rief: „Mir reicht’s jetzt! Ich steige aus! Die letzten beiden Experimente sind auch missglückt. Wir hatten nie vor, so viele Tiere zu töten!“ „Jetzt steckst du mit drin. Hilf mir lieber, die Sache hier zu Ende zu bringen, los! Hier stimmt irgendetwas nicht ganz.“ Das hörte sich an, als wäre es der Boss – und ein Komplize. Ich zitterte am ganzen Körper. Wir schlichen näher Richtung Ausgang. Plötzlich gab es einen heftigen Knall. Es musste etwas explodiert sein. Als wir endlich beim Haupteingang angekommen waren, standen dort schon zwei Polizisten direkt vor uns. Zwei andere hatten den Wissenschaftler im weißen Kittel bereits gefasst. Doch seine Kollegen hatten am Fenster die Sache wohl beobachtet und versuchten, zu fliehen. „Schnell!“, rief Hröön, „ich kenne den Hinterausgang“. Gerade noch rechtzeitig konnte die Polizei die Verbrecherbande stoppen. Die Tiermörder wurden sofort verhaftet.

Am nächsten Tag kam ein Polizeibeamter und erzählte unseren Eltern ganz genau, was passiert war. Zuerst erschrakten Mama und Papa, doch dann beruhigten sie sich wieder. Papa und Mama redeten leise miteinander, sodass ich sie nicht verstehen konnte. Dann erklärte

mir Paps: „Deine Mama und ich, wir haben uns gerade eine Belohnung für dich ausgedacht. Wie wär's, wenn wir ins Tierheim fahren und du dir dort eine neue Katze aussuchen würdest?“ „Jippi!“, rief ich und freute mich riesig, „Ich weiß auch schon, wie ich sie nenne: Falle!“

Schülerinnen und Schüler der 4. Klasse Grundschule an der Senftenauer Straße haben aus ihren Manuskripten diesen Krimi zur Veröffentlichung ausgesucht und bearbeitet.

EIN WOHLVERDIENTER URLAUB

Sie stand am Fenster des Hotels „Vier Jahreszeiten“. Das Kleid war ein guter Kauf gewesen, den Revolver konnte sie unauffällig darunter verbergen und, wenn es denn sein musste, schnell herausziehen. Sie lächelte. Heute war der Tag. Heute würde sie es tun. Draußen, vor dem Hotel, fuhr ihr Taxi vor.

Die St.-Ulrich-Kirche war bis auf den letzten Platz besetzt. Patricia Mooser quetschte sich in die vorletzte Reihe. Warum musste sie auch zur Hochzeit ihrer Cousine zweiten Grades gehen? Die *perfekte* Beschäftigung für eine Polizistin, die gerade mal zwei Wochen Urlaub hatte. Sie ließ ihren Blick über die Gäste schweifen. Wer saß denn da in der ersten Reihe? Die Eltern des Brautpaares, die Trauzeugen und dann Alexander Hirsch, der ehemalige Geliebte der Braut Michelle Manna. Diese Hochzeit musste ein schwerer Schlag für ihn sein. Warum er wohl hier war? Und wer war die rothaarige Frau rechts neben ihm? Sie trug ein grünes Kleid, aus vielen Stoffschichten bestehend. Patricia kannte sie nicht. Nun begann die Zeremonie. Langweilig. Gähn! Sinnlose Worte, Kirchenlieder, und so weiter. Jetzt war Michelle Manna dran. „Ja, ich will!“, sagte sie und lächelte dabei. Patricia entdeckte noch einen freien Platz an der Seite des Kirchenschiffes und schlich sich dort hin. Und schon war der Bräutigam Thomas an der Reihe. Nachdem auch dieser entschlossen und freudig sein Ja-Wort ausgesprochen hatte, spielte die bekannte Rock-Band „Bates-Hotel“ einen fetzigen Song mit dem Titel „Forever and Ever, Let’s Stick Together“, den die Band speziell für das Paar getextet und komponiert hatte. Alle groovten und sangen den Refrain mit. Der Song war ein echter Ohr-

wurm. Keiner saß mehr ruhig auf seinem Platz. Jetzt war der Moment gekommen! Der Bräutigam tanzte mit Michelle und einigen anderen vor der improvisierten Bühne, als er plötzlich nach links schwankte, ein anderes Paar völlig aus dem Takt brachte, auf den Boden sank und blutete. Die Musik setzte aus. Was war geschehen? Ein Todesfall, etwa ein Mord in der Kirche? Unmöglich! Doch da lag er, Thomas Schwupp, der Bräutigam, offensichtlich tot. Blut strömte aus einem Loch in seiner Brust. Routiniert sprang Patricia auf. Es musste ein Schuss aus einer der ersten Reihen gefallen sein – vermutlich mit einer Waffe mit Schalldämpfer. Die Leute liefen schreiend aus der Kirche. Einige flüchteten durch den Nebeneingang nach draußen. Alexander Hirsch geriet in ihr Blickfeld. Er wirkte schockiert, seine Hand wanderte zu seiner Jackentasche, die seltsam ausgebeult wirkte. Auch die Frau im grünen Kleid starrte auf die Leiche, doch dann schüttelte sie den Kopf und wandte sich ab. Ihre Mundwinkel zuckten merkwürdig. Ein Lächeln? Nein, ganz sicher nicht. Ein paar Gäste schrien panisch durcheinander, die Polizei war nach wenigen Minuten am Tatort angekommen und sperrte diesen zügig ab. Patricia bekam noch mit, wie Alexander Hirsch abgeführt wurde, dann lief sie aus der Kirche in den strömenden Regen hinaus. Sie brauchte dringend frische Luft und Zeit für sich allein.

Am nächsten Tag telefonierte Patricia mit ihrer Kollegin Annette Horn-Thalbach, um Neuigkeiten über den Fall in Erfahrung zu bringen. In der Jackentasche von Alexander Hirsch war das Tatwerkzeug, eine Faustfeuerwaffe mit Schalldämpfer, gefunden worden, zu dem auch die Kugel in der Brust der Leiche eindeutig passte – und ein Motiv hatte er auch: Eifersucht. Er wollte wohl seinen Nebenbuhler beseitigen. Alexander Hirsch stritt jedoch alles energisch ab. Es waren natürlich Zeugen befragt worden, die jedoch sehr unterschiedliche Aussagen gemacht hatten. Laut eines Zeugenberichtes war der Schuss wohl aus der Position zwischen Alexander Hirsch und der Rothaarigen neben ihm abgefeuert worden. Patricia kannte Alexander jedoch von früher: Er war Linkshänder. Sie wusste, aufgrund der Zeugenaussage würde

man vermutlich selbst ihr nicht glauben, aber ihr kam da eine Idee ...

Zwei Stunden später ging eine unauffällig gekleidete Frau an der Rezeption des Hotels „Vier Jahreszeiten“ vorbei zum Aufzug. Die Rezeption war in diesem Augenblick nicht besetzt. Dabei warf sie einen kurzen Blick auf die Schlüssel. Ja! Der Schlüssel zu Zimmer 312 hing am Haken, ganz wie Patricia Mooser es sich erhofft hatte. Bianca Rabenstein, die Frau, die vielleicht etwas mit dem Mord zu tun hatte, war offensichtlich nicht in ihrem Hotelzimmer. Ihren Namen, ihr Hotel und die zugehörige Zimmernummer hatte Patricia auf einer Namensliste aller Hochzeitsgäste entdeckt. Der Aufzug hielt an und sie stieg aus. Nervös spähte sie den Korridor entlang. Kein Mensch war zu sehen. Sie hatte keinen Durchsuchungsbefehl. Sie musste jetzt einfach schnell handeln. Es war ein absoluter Notfall. Patricia schlich bis zum Zimmer 312. Hier schaute sie sich noch einmal vorsichtig um. Da sie bei ihrer Ankunft im Hotel den Portier nicht angetroffen hatte, dem sie ihren Ausweis hätte zeigen können, benutzte sie kurzerhand ihren Sperrhaken, den sie immer – für Notfälle – in ihrem Portemonnaie bei sich trug. Damit konnte sie auch jede Hotelzimmertüre, die sich einfach zuziehen ließ, problemlos öffnen. Mit einem leisen Klicken sprang die Tür schnell auf. Dann trat sie ein. Das Hotelzimmer war tadellos aufgeräumt, nichts Verdächtiges war zu sehen. Doch was war wohl in dem großen Metallkoffer unter dem Tisch? Patricia wollte ihn öffnen, aber er war verschlossen. Mit ihrem Haarnadeltrick war sie in diesem Fall auch erfolgreich und der Deckel klappte auf. „Tja“, murmelte sie, „wer Einbrecher fängt, lernt auch Einbrechertricks!“ Der Koffer enthielt Briefe, sorgfältig gestapelte, leicht zusammengeschnürte Briefe. Patricia zog zwei aus einem Stapel heraus, öffnete diese und überflog sie: Es waren Liebesbriefe von Thomas an Bianca. Sie war also Thomas ehemalige Geliebte und ... Plötzlich flog die Tür auf und eine Gestalt stand im Türrahmen. Patricia zuckte zusammen. „DU!“ Die Gestalt hatte sie wiedererkannt und Patricia hatte Bianca Rabenstein wiedererkannt. Doch jetzt trug sie Jeans und Lederjacke und ihre Augen funkelten zornig. Patricia tat, was jeder andere geistesgegenwärtig auch

getan hätte: Sie packte den Koffer hastig unter ihren rechten Arm, entwich gerade noch dem Zugriff von Bianca Rabenstein und stürmte aus dem Zimmer.

Bianca folgte ihr. Die Polizistin raste die Treppen hinunter und eilte am verduztten Portier, der inzwischen seinen Arbeitsplatz wieder eingenommen hatte, vorbei ins Freie. Ihr war klar, dass sie auf großen, belebten Straßen bleiben musste, wo viele andere Menschen waren, die sie sehen und eventuell auch hören konnten. Doch eine Abkürzung durch einen Hinterhof bot ihr die Möglichkeit schneller voranzukommen, als wenn sie um die Ecke gelaufen wäre. Das stellte sich allerdings als eine sehr schlechte Idee heraus. Als Patricia sich umdrehte, sah sie plötzlich Bianca und, dass diese ihren Revolver aus der Jackentasche gezogen und auf sie gerichtet hatte. Patricias Herz klopfte so heftig, dass sie dachte, jeder könnte es hören. Sie zwang sich, immer schneller zu laufen und noch schneller ... Da war er, der rettende Durchgang in der Mauer! Sie schlüpfte hindurch, und ehe sie sich versah, fand sie sich neben einer Haltestelle wieder, an der glücklicherweise gerade ein Bus hielt. Ohne zu fragen, wohin dieser fuhr, sprang sie hinein – Hauptsache unter Menschen! Ihre Hände zitterten und sie merkte, dass sie den Koffer immer noch fest umklammert hielt. Die Polizistin schob sich durch die Menschenmenge im Bus hindurch, langsam vorwärts, während sie sich zweimal umdrehte. Ob Bianca Rabenstein es auch noch in den Bus geschafft hatte? Doch da, rote Locken, eine Person, die sich ebenfalls ihren Weg zu bahnen versuchte! Schnell schlüpfte Patricia hinter eine ziemlich dicke mit Einkaufstüten bepäckte ältere Dame und warf einen Blick aus dem Fenster. Die Straße, die der Bus jetzt entlangfuhr, kam ihr irgendwie bekannt vor. War da nicht ein Polizeirevier? Ja, sie fuhren geradewegs daran vorbei, und der Bus hielt tatsächlich nach zweihundert Metern an. Patricia drängte ein paar Leute zur Seite und stürzte aus dem Bus heraus. „Machen Sie bitte Platz! Schnell, ein Notfall!“, rief sie den kopfschüttelnden Fahrgästen entgegen. Sie jagte mit dem Koffer den Gehweg entlang, zeigte einem verblüfften Beamten, der gerade auf dem Gelände seinen Dienstwagen

abgestellt hatte und ihr über den Weg lief, ihren Polizeiausweis. Sie war auf sicherem Boden!

Wenig später wurde der besagte Bus gestoppt. Eine Frau namens Bianca Rabenstein wurde festgenommen und gestand, Thomas Schwupp aus Eifersucht umgebracht und Alexander Hirsch ihre Pistole in die Jacke geschmuggelt zu haben. Der Täterin war es nicht mehr gelungen, den Bus rechtzeitig zu verlassen. Sie hätte ohnehin keine Chance mehr gehabt. Und Patricia? Die saß in einem Flugzeug und düste in Richtung Bahamas in ihren wohlverdienten Urlaub.

Schülerinnen und Schüler der 6. Klasse Ludwigsgymnasium haben aus ihren Manuskripten diesen Krimi zu Veröffentlichung ausgesucht und bearbeitet.



Der jüngste Preisträger des diesjährigen Kinder-Krimipreises, Hendrik Schmidt



Krimi-Lesung im Turmzimmer der Seidvilla: Eva Haußner



Kriminal-Tango: das Quartett Kodajoka begleitet die Preisverleihung



... und hier wartet schon der nächste Fall auf Aufklärung.



Kinder- Krimipreis München



Landeshauptstadt
München
Kulturamt



Münchner
Stadtkulturamt



Literaturhaus
München

dtv Verlag

cb

dtv junior

Die preisgekrönten Krimis sind auch im Internet (www.pomki.de), in der 12. Ausgabe der Zeitschrift *spitzer* und in der Abendzeitung (auch online) veröffentlicht. Eine Krimigeschichte wird als Hörspiel bei Bayern 2 / radioMikro bearbeitet und gesendet. Alle Krimis werden einem großen Publikum während der Kinderkrimi-Nacht vorgestellt und im Rahmen des 4. Kinder-Kultur-Sommers 2010.



IMPRESSUM

Herausgeber:
Kultur & Spielraum e. V.
Kinder-Krimipreis München 2010

München, Juni 2010

Auflage: 500 Stück

Redaktion und Zusammenstellung:

Dorothea Cerpnjak, Gitta Gritzmann,
Margit Maschek-Grüneisl, Sarah Schmid

Titel: Carolin Tratz zum Krimi von Eva Haußner,
mit dem Titel „Was schreibe ich bloß?“

Illustration: Patrick Stettner

Fotos: Andreas Busert, Margit Maschek

Satz: Anja Rohde

Kontakt und Informationen: Kultur & Spielraum e. V.
Ursulastraße 5, 80802 München,
Tel.: (0 89) 34 16 76, www.kulturundspielraum.de



SPANNUNG, SPASS UND SPÜRNASEN. DIE BESTEN KRIMIS AUS DEM 8. KINDER-KRIMIPREIS MÜNCHEN 2010.

Welcher Krimi aus den vielen eingesandten Manuskripten den Preis in den drei Alterskategorien des Krimischreibwettbewerbs gewonnen hat, darüber entschieden erwachsene Autoren, wie Robert Hültner, die Lektorin Ines Galling, die Journalistin Geli Schmaus, Holger Trapp von den City-Kinos, die Pädagogin Conny Beckstein und fünf jugendliche Juroren aus München. Unterstützung erhielten sie von Friederike Schmidhuber von der Münchner Stadtbibliothek und Carola Gäde von der Internationalen Jugendbibliothek. Darüber hinaus waren drei Schulklassen eingeladen, aus ihren eingereichten Manuskripten eines auszusuchen und in einer gemeinsamen Schreibwerkstatt für den vorliegenden Kinder-Krimiband aufzubereiten.

Der Krimi-Schreibwettbewerb wird in jedem Jahr von einer Vielzahl an Schreibwerkstätten begleitet. Die Germanistin Gitta Gritzmann und die Buchwissenschaftlerin Silke Schetelig leiten sie in den Münchner Stadtbibliotheken, im Literaturhaus München, in der Internationalen Jugendbibliothek und in den beiden Kinder- und Jugendkulturwerkstätten Seidvilla und Pasinger Fabrik. Der Kinder-Krimipreis ist Bestandteil des Kinder-Krimifests, einem Literaturfestival für Kinder rund um das Genre Krimi, mit Autorenlesungen, Hörspiel- und Theaterworkshops, Detektiv-Werkstätten, Spiele-Nachmittagen, Vorleseaktionen auf dem Polizeirevier, Workshops in Spurensicherung und Geheimschriften, Krimi-Lesereisen und einer abschließenden Kinder-Kriminacht in der Seidvilla.

